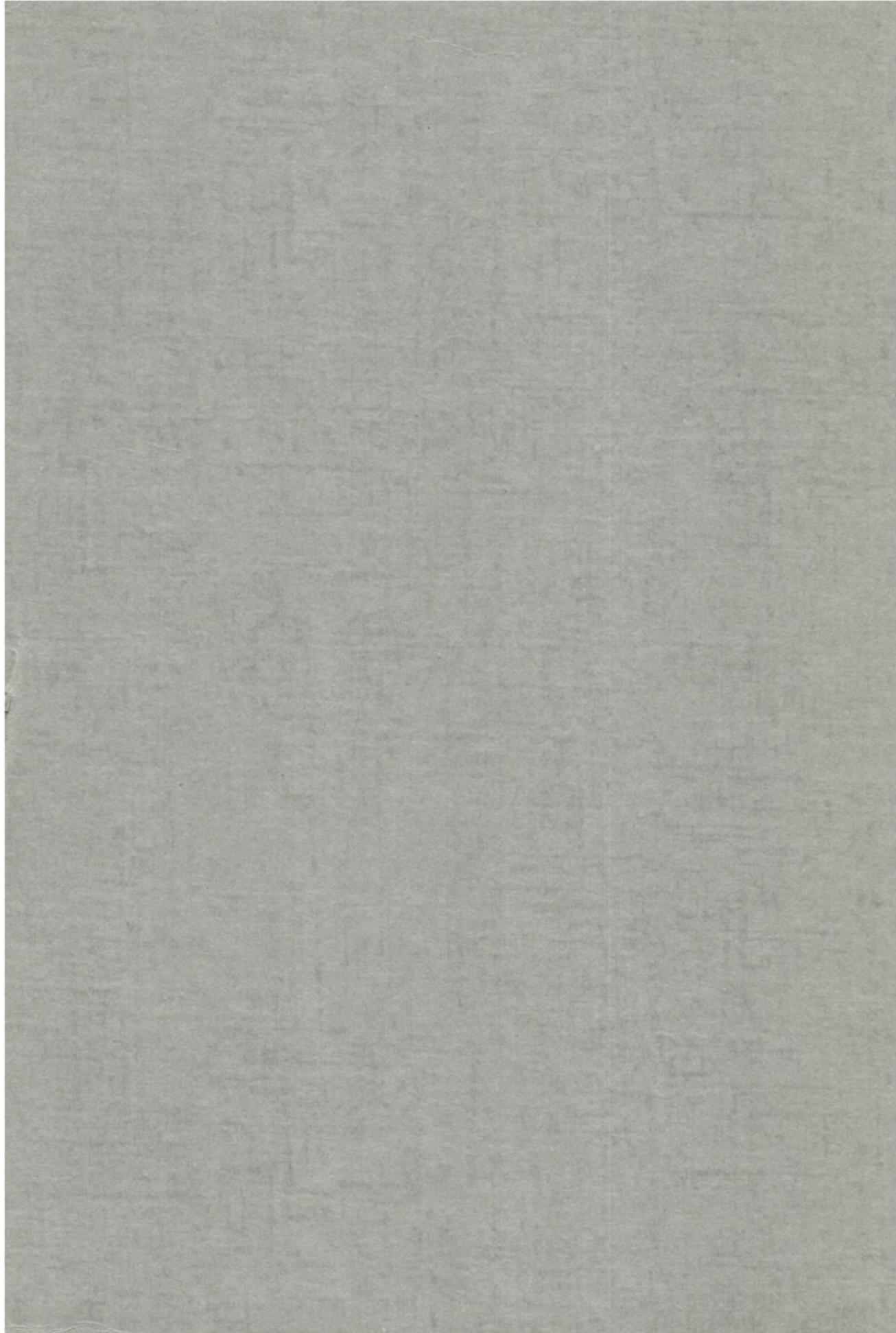


SAARBRÜCKER

HEFTE

HEFT 13 SAARBRÜCKEN 1961





Albert Weisgerber: David und Goliath, Saarlandmuseum

SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM
KULTURAMT
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 13 1961



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

*Die Herausgabe des Jahrgangs 1961
ist wesentlich gefördert worden
durch eine finanzielle Zuwendung der
Stadtparkasse Saarbrücken*

Die „Saarbrücker Hefte“ erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Karl Schwingel, Saarbrücken, Hindenburgstr. 67 / Stellvertreter: Friedrich Margardt / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht / Preis des Einzelheftes: 3,- DM / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken.

INHALTSVERZEICHNIS

7		Soziologische Erkenntnisse im Erziehungsbereich von Waldemar Lichtenberger
22		Kunsterziehung – gestern und heute von Ernst Germer
29		Der Schatten (Aus einem Roman=Manuskript) von Alfred Petto
37		Albert Weisgerber von Matthias Schrecklinger
44		Ausstellungen des Saarlandmuseums von Walter Schmeer
Im Bildteil		Plastik als Emblem und Ornament Gedanken über den Brunnen von Max Mertz in Saarbrücken von E. O. Plunien
52		Die Eisenindustrie in der deutschen Ballei Lothringens von 1600 bis 1632 von Henri Hiegel
64		Pfalz-Zweibrücker Medaillen in antiker Tradition von Erhard Dehnke
70		Graf Josef Anton von Öttingen-Sötern, ein unbekannter saarländischer Barockfürst von Kurt Hoppstädter
80		Flurformen im Saarland von Hans Ried

Für die nächsten Hefte sind u. a. folgende Beiträge vorgesehen:

Museumsdirektor Dr. Karl Schultz, Speyer: Das historische Museum der Pfalz in neuer Gestaltung / Dozent Walter Hannig: Zur Ikonographie der frühen Darstellungen des hl. Wendelin / Landeskonservator Dr. R. Schindler: Zum Stand der Forschung des Römerkastells Pachten / Museumsdirektor R. Bornschein: Die moderne Galerie des Saarlandmuseums / Museumsdirektor Dr. Pönsgen, Heidelberg: Die Ausstellung „Universität Heidelberg 1386 – 1961“ im Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses, Juni bis Oktober 1961 / Museumsdirektor Prof. Dr. Meyers, Luxemburg: Das Staatl. Museum für Geschichte und Kunst in Luxemburg / Dipl.-Ingenieur Dieter Heinz: Die „Blickpunkte“ im barocken Saarbrücken / Henri Dubled, Straßburg: Die Gerichtsbarkeit der elsässischen Grundherrschaft vom 11. – 15. Jahrhundert / Ferner Kultur- und andere Berichte

SOZIOLOGISCHE ERKENNTNISSE IM ERZIEHUNGSBEREICH

VON WALDEMAR LICHTENBERGER

1. Formelle und informelle soziale Ordnung

Die Soziologie beschäftigt sich mit den mitmenschlichen Beziehungen, mit dem Mit- und Füreinander der Menschen und mit ihrem Gegen- und Auseinander, kurz gesagt, mit ihrem gegenseitigen Suchen und Meiden.

Die Soziologie ist eine noch verhältnismäßig junge Wissenschaft. In Deutschland begründeten und lehrten vor und nach der Jahrhundertwende Georg Simmel, Ferdinand Tönnies und Leopold von Wiese u. a. erstmalig eine systematische Soziologie. Die Verbindung zwischen Soziologie und Erziehung versuchten Paul Natorp, Aloys Fischer u. a. in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts herzustellen. Die Entwicklung der Soziologie und damit auch ihrer Verbindung mit der Erziehung erlitt in der Zeit des nationalsozialistischen Regimes einen Rückschlag. Der Nationalsozialismus kannte im Miteinander der Menschen nur ein charismatisches Führertum und eine diesem treu ergebene, fast hörige Gefolgschaft. Eine ähnliche Auffassung vertrat vor der nationalsozialistischen Zeit bereits die deutsche Jugendbewegung.

Planmäßige empirische Forschungen über die mitmenschlichen Beziehungen setzten erst verhältnismäßig spät ein. Als Vorläufer einer solchen wissenschaftlichen Durchforschung des menschlichen Mit- und Füreinanders und ihres Gegen- und Auseinanders sind die tier-soziologischen Beobachtungen und Feststellungen des norwegischen Forschers Thorleif Schelderup-Ebbe zu betrachten, die er in einer langen Beobachtungszeit (1903 – 1922) an fast sämtlichen in Gesellschaft lebenden Vogelarten Europas vom Zaunkönig bis zum Adler hin vornahm. Seine hierbei gewonnenen empirischen Ergebnisse sind weithin bekannt geworden:

1. „In keiner Vogelart gibt es Individuen, die nicht wissen, welches Individuum das unterdrückte ist und welches der Despot ist.“
Die Entscheidung, wer Despot ist, wird beim ersten Zusammen treffen mit einem Partner gelöst.
2. Das einmal eingetretene Despotenverhältnis – häufig als Hackliste oder Rangordnung benannt – bleibt meist unverändert bestehen.
3. Die Despoten gedeihen, haben ein sauberes glänzendes Federkleid. Die Vögel des Mittelstandes sind etwas weniger wohlbeleibt, die Unterdrückten sind mager, unruhig, ängstlich, haben eine höhere Sterblichkeitsziffer, ihr Gefieder ist zerzaust und schmutzig.
4. Es gibt auch zwischen einzelnen gleichstarken Vögeln den Zustand des „noli-me-tangere“, man könnte auch sagen den Zustand einer bewaffneten Neutralität.

Der Psychologe David Katz regte an, diese empirisch gewonnenen tier-soziologischen Erkenntnisse auf ihre Verwendbarkeit im menschlichen Miteinander zu überprüfen. So wie Hühner nicht eher ruhen – so führte David Katz aus –, bis ausgemacht ist, wo jedes Individuum in der Gruppe hingehört, so steckt im Menschen geradezu eine triebartige Kraft, die ihn bewegt, aus der strukturlosen Menge, in die er mehr oder weniger zu-

fällig hineingeraten ist, eine wohlgeordnete Gruppe zu formen, wenn es die äußeren Umstände nur irgendwie zulassen. Wie bei der Tiergruppe ist es auch bei der Menschengruppe erforderlich, daß alle in Frage kommenden Menschen frei und für längere Zeit unbehindert aufeinander einwirken können. Den Trieb zur Rangierung hat jede Menschengruppe mit den Tiergemeinschaften gemeinsam.

1927 veröffentlichte die Wiener Psychologenschule ihre ersten empirisch gewonnenen soziologischen Beobachtungen, wie zwischen Säuglingen und Erwachsenen sich die ersten mitmenschlichen Beziehungen anbahnen und weiterentwickeln und wie etwa gleichaltrige Säuglinge und Kleinkinder sich mitmenschlich zueinander verhalten. Hinsichtlich des Miteinanders etwa gleichaltriger Kleinkinder wird die Meinung vertreten, daß es in einem solchen Zusammensein wie bei Tiergemeinschaften Despoten und Unterlegene gibt oder daß sich zwei Partner als Rivalen – *noli me tangere* – gegenüberstehen.

Einen dritten Ansatzpunkt empirisch soziologischer Forschung bot der österreichische Arzt, Soziologe und Gestaltpsychologe J. L. Moreno. Im Lager Mittendorf bei Wien wurden während des ersten Weltkrieges und in den ersten Nachkriegsjahren die geflüchteten Tiroler Bauern, die als kleine selbständige Könige auf ihren Berghöfen gesessen hatten, gesammelt. Moreno suchte Wege, diese aus ihrer patriarchalischen Lebensordnung herausgerissenen Bauern zu einem Mit- und Füreinander zu führen. Unstimmigkeiten mit den zuständigen Behördenstellen ließen seine soziologische Forschungsarbeit nicht zum Zuge kommen, er wanderte daher 1925 nach USA aus. Dort gelang es ihm, durch eine einfache soziale Befragungsmethode die Spannungen und Konflikte, die Sympathien und Antipathien, die bei allem Tun und Handeln innerhalb einer Menschengruppe mitschwingen, aufzudecken und durch eine soziometrische Methode sichtbar darzustellen.

Ebenso wichtige Ergebnisse wie die durch J. L. Moreno festgelegten brachten die empirisch soziologischen Forschungen, die von F. J. Roethlisberg und seinen Mitarbeitern in einem großen Werk in USA (Hawthorne Werke der Western Electric Company) vorgenommen wurden. Es wurde festgestellt, daß neben der formellen sozialen Ordnung der Werksleitung, die ganz grob durch die Begriffe: Betriebsführer, Abteilungsleiter, Vorarbeiter, Facharbeiter, Spezialarbeiter, angelernte und ungelernete Arbeiter umrissen werden kann, ein informelles soziales Beziehungsgeflecht im Zusammensein der Werksangehörigen vorhanden ist und bei all ihrem Tun und Handeln stets mitschwingt und entscheidet. Dieses unterirdisch wirkende Beziehungsgeflecht ist dem einzelnen Werksmitglied meist völlig unbewußt. In ihm gibt es führende Kräfte, eine breite Mitte, die sich von diesen tonangebenden Arbeitskameraden willig beeinflussen und lenken läßt, und schließlich auch solche Mitglieder, die ganz unten am Rande des Zusammenseins rangieren, die Spott, Hohn, schlechte Behandlung täglich über sich ergehen lassen müssen, die nie für voll genommen und denen alle unangenehmen Arbeiten aufgebürdet werden.

Dieses informelle, unterirdisch wirkende, soziale Beziehungsgeflecht ist von keiner Instanz eingesetzt worden und wird von keiner autoritär befugten Stelle gelenkt und gesteuert, es ist vielmehr eigenständig in natürlicher Weise gewachsen.

Weitere empirisch soziologische Forschungen bestätigen, daß überall dort, wo Menschen zur Arbeit und im Verkehr für längere Zeit regelmäßig zusammen sind, neben einer von einer autoritären Instanz festgelegten formellen sozialen Ordnung in natürlicher Weise eine eigenständige informelle soziale Ordnung heranwächst mit einer eigenen starken sozialen Dynamik, in der es von niemand bewußt festgelegt – ein soziales Oben, eine soziale Mitte und ein soziales Unten gibt.

Auch bei den in der Erziehungssituation stehenden Kindern und Jugendlichen gibt es neben der vom Berufserzieher autoritär festgelegten formellen Ordnung – er bestimmt Zeit- und Platzordnung, beurteilt Betragen, Fleiß, Leistung und Reife des einzelnen Schülers und rangiert ihn entsprechend ein – ein natürlich wachsendes informelles soziales Beziehungsgeflecht mit einer obenstehenden Spitzengruppe, mit einer breiten Mitte und mit einer Schlußgruppe, an deren äußerstem Rande die Schlußlichter rangieren. Genau wie bei den Erwachsenen eines industriellen Werkes sind die Schüler der Spitzengruppe im alterstypischen Handeln und Tun tonangebend und bestimmend, die breite Mitte fügt sich ihren Anordnungen und die Schlußgruppe, insbesondere aber die Schlußlichter, sind diejenigen, die innerhalb des Zusammenseins soziale Geltung und Beachtung genießen und die von Spitze und Mitte häufig in roher Weise behandelt und gequält werden.

Überall dort, wo Kinder zu einem regelmäßigen Zusammensein sich zusammenfinden oder zusammengeführt werden – in Spielgemeinschaften, in Straßen- und Dorfgruppen, in Ferienkolonien, in Heimen und in Schulklassen –, läßt sich durch die von J. L. Moreno dargelegte soziale Befragungsmethode und durch seine soziometrische Darstellungsweise ihrer Ergebnisse das Nebeneinander einer autoritär festgelegten sozialen Ordnung und eines eigenständig sich entwickelnden informellen sozialen Beziehungsgeflechts festlegen.

2. Feststellung der informellen sozialen Ordnung

Meist bleibt dieses unterirdisch wirkende informelle soziale Beziehungsgeflecht dem Berufserzieher verborgen, obwohl er bei entsprechender aufmerksamer Beobachtung herausfinden könnte, wer ungefähr zur tonangebenden Spitzengruppe gehört und wer etwa als Schlußlicht nur randständig im Zusammensein rangiert und häufig das „Schwarze Schaf“ für die übrigen Gleichaltrigen ist.

Korrekt und aufschlußreicher gibt jedoch die soziale Befragungsmethode und die soziometrische Darstellung ihrer Ergebnisse Aufschluß über die natürlich sich entwickelnden mitmenschlichen Beziehungen im Zusammensein von Kindern.

Die häufig angewandte soziale Befragungsmethode für Kinder und Jugendliche bedient sich der beiden Fragen: Neben wem möchtest du in der Schule sitzen, neben wem möchtest du in der Schule nicht sitzen? Die letzte, negative Fragestellung dürfte aus erzieherischen Gründen nicht gestellt werden. Erzieherische Maßnahmen sollen gerade das gehässige und lieblose Gegen- und Auseinander im Zusammensein von Kindern und Jugendlichen abstellen und verhüten. Durch diese negative Fragestellung wird es geradezu vom Berufserzieher sanktioniert.

Auch die positive Frage: Neben wem möchtest du sitzen, ist nicht zu-

reichend, sie läßt außer acht, daß sich die Sozialdynamik eines Zusammenseins von Kindern und Jugendlichen nicht in einer einzigen starren Rangordnung erschöpft, sondern daß eine Vielzahl von Rangierungsmöglichkeiten eintreten kann.

Die Schule von J. L. Moreno unterschied schon zwischen Leistungsrankordnungen und Beliebtheitsrangordnungen. Ein Zusammensein von Kindern und von Jugendlichen ordnet stets dann ihre Mitglieder nach ihrem Leistungsvermögen, wenn das gemeinsame Ziel dieses erfordert, wenn beispielsweise ein sportlicher Wettkampf, eine handgreifliche Auseinandersetzung mit einer anderen Gruppe Gleichaltriger, ein Gegensatz zu Erwachsenen usf. durchzufechten sind. Eine solche Tüchtigkeits- oder Leistungsrankierung wird weitgehend vom noetischen Bereich des kindlichen Selbst bestimmt und vollzogen.

Gibt man Kindern und Jugendlichen dagegen Gelegenheit, durch eine entsprechende Fragestellung veranlaßt, eine soziale Durchgliederung ihres Zusammenseins nach Beliebtheitsgesichtspunkten vorzunehmen — beispielsweise, wen man sich als Partner in der eigenen intimen Spiel- und Erlebniswelt wünscht —, so erscheinen meist eine ganz andere Spitzengruppe, eine ganz anders strukturierte Mitte und eine andere Schlußgruppe im informellen sozialen Beziehungsgeflecht. Es ist äußerst selten, daß eine Leistungsrankierung weitgehend oder auch nur teilweise sich mit einer nach Beliebtheitsgesichtspunkten vorgenommenen sozialen Durchformung deckt. Dagegen kommt es häufig vor, daß der in einer Leistungsrankierung des alterstypischen Tuns an der Spitze Stehende sich keinerlei Beliebtheit erfreut. Man erkennt zwar seine hervorragende Leistung an, aber als Partner, zu dem man sich besonders hingezogen fühlt, den man an seiner intimen eigenen Spiel- und Erlebniswelt teilnehmen läßt, wird er nicht in Frage gezogen.

Bei einer Rangierung nach Beliebtheitsgesichtspunkten entscheidet vorwiegend der endothyme Bereich des Seelischen, aus dem Sympathie und Antipathie, Neigung und Abneigung, Suchen und Meiden erwachsen.

Die Leistungsrankierungen im alterstypischen Tun sind vom aufmerksamen Berufserzieher leicht überschaubar, hierzu benötigt er keine soziale Befragungsmethode. Es ist für ihn nicht schwierig zu wissen, wer im sportlichen Bereich, im Bereich der handgreiflichen Auseinandersetzung mit Gleichaltrigen, in Widersetzlichkeiten Erwachsenen und dem Berufserzieher gegenüber usf. führt und tonangebend ist, wer als breite Mitte mitläuft und wen man beim alterstypischen Tun nicht mag und ausschließt.

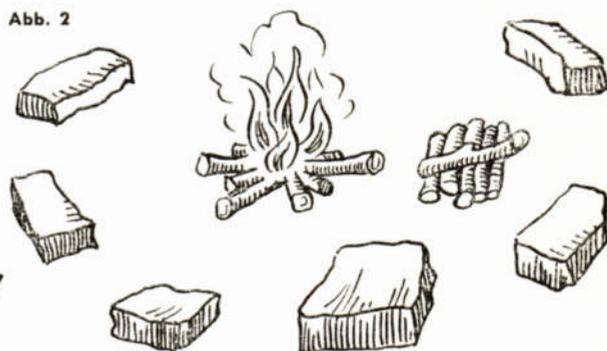
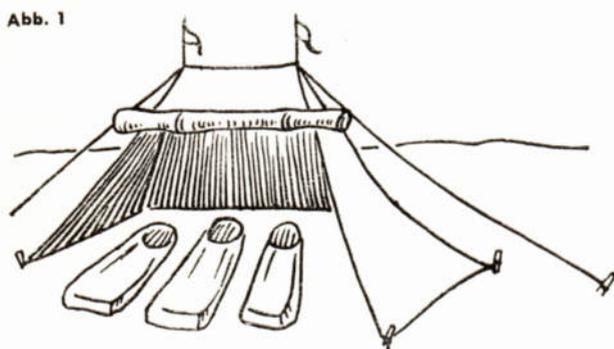
Weit schwieriger ist es, sich ein Bild von der sozialen Durchgliederung nach Beliebtheitsgesichtspunkten zu verschaffen, weil Sympathie und Antipathie, Neigung und Abneigung, Suchen und Meiden eines Partners aus dem basalen Grundgefüge des Seelischen herauswachsen und sich verstandesmäßig nicht herbeiführen lassen. Eine soziale Befragung muß daher diesen seelischen Bereich so packend ansprechen, daß aus einem inneren Offensein eine entsprechende Beantwortung erfolgt. Hierzu gilt es, Situationen des alterstypischen Tuns so lebendig zu machen, daß die soziale Wahl fast so vorgenommen wird, als ob sie sich in der Wirklichkeit vollziehe.

Man plant mit einer Jugendklasse eine Sommerwanderung mit Zelten, mit Lagerfeuer usf. Begeistert gehen die Jungen auf eine solche Anregung ein,

und von allen Seiten kommen Vorschläge über das Wohin, das Wie und das Wann, über die Ausrüstung usf. „Und wie wird das mit dem Schlafen?“ wirft der VI (Versuchsleiter) ein. Schon überstürzen sich auch hierzu die Vorschläge und Pläne. „Wir schlafen natürlich in Zelten, in Dreimannzelten“, wirft der VI ein. „Hier hat jeder ein Bild seines Zeltes (Abb. 1). Lege schnell fest, mit wem du zusammen schlafen willst, schreib die Namen der von dir gewählten Kameraden und deinen eigenen auf je eine Luftmatratze. Der Zelthauptmann, der im Zelt alles anzuordnen hat, liegt in der Mitte.“ Sehr schnell hat der VI seine erste soziale Befragung schriftlich beantwortet bekommen. Die Antwort ist aus der von ihm herbeigeführten inneren Begeisterung herausgeflossen und gibt einen unverfälschten Einblick, wer zum engsten Miteinander des einzelnen Zöglings gehört und wer darin führend ist.

Der VI nützt das innere Offensein seiner Zöglinge weiter aus: „Zum Zelten gehört auch ein Lagerfeuer, zwei Zeltkameradschaften sollen zusammen ein Lagerfeuer machen. Hier hat jeder ein Bild von seinem Lagerfeuer (Abb. 2). Schreib die Namen der Jungen, die du gern an deinem Lagerfeuer haben möchtest, auf die Sitzsteine, deinen eigenen Namen darfst du nicht vergessen. Der Feuerhauptmann sitzt auf dem großen Stein.“ Fast ebenso schnell wie in dem vorausgegangenen Dreiersversuch hat der VI die Ergebnisse dieses Sechserversuchs in Händen. Er erhält damit Kenntnis, wer zum erweiterten Miteinander der einzelnen Zöglinge gehört.

Er setzt seine soziale Befragung fort: „Wenn nun in unserem Zeltlager plötzlich jemand erkrankt? (Knochenbruch, Blinddarm...) Was dann? Er muß schnellstens ins nächste Krankenhaus. Dort wollen wir ihn besuchen, weil er aber mit anderen Jungen in einem Raume liegt, kann nur immer einer von euch zu ihm gehen. Wer soll der erste, der zweite... sein? Hier ist eure Namensliste, schreibt hinter den Namen des Jungen, der der erste sein soll, eine 1, hinter den Namen des zweiten eine 2 usf.“



Die Erfahrung zeigt, daß bei dieser Gesamtrangierung die Spitzen- und die Schlußgruppe sehr schnell festliegen, daß dagegen die Rangierung in der Mitte mehr Zeit in Anspruch nimmt. Dort liegt die Rangordnung nie starr fest, sie wird meist nur von Fall zu Fall entschieden.

So ist in kurzer Zeit eine soziale Befragung aus einer lebendigen Aufgeschlossenheit heraus beantwortet worden, die dem VI einen Einblick in die mitmenschlichen Beziehungen des einzelnen Zöglings im sozialen Nahe-
raum, in einem erweiterten Miteinander und schließlich im gesamten

Klassenverband gibt. Wie sehr die Antworten aus dem binnenseelischen Bereich der Zöglinge stammen, zeigt die bittere Enttäuschung, die eintritt, wenn das geplante Wandern und Zelten nicht zur Durchführung gelangen.

Im alterstypischen Tun der Jungen und Mädchen gibt es vielfach ähnliche Situationen, die einer sozialen Befragung dienlich gemacht werden können. Stellt man nun zusammen, wie oft im Dreier- und Sechserversuch der einzelne Zögling als Zeltkamerad, als Lagerfeuergenosse gewählt worden ist, dann gewinnt man den sogenannten Gruppen- bzw. Klassenspiegel. In Abb. 3 bis 7 sind solche Klassenspiegel dargestellt. Die Ergebnisse der Einrangierung aller Jungen beim Krankenhausbesuch können in einem Kurvenbild veranschaulicht werden.

3. Die Unzulänglichkeit und Gefährlichkeit der informellen sozialen Ordnung

Abb. 3 zeigt das informelle soziale Beziehungsgeflecht eines zweiten Schuljahres (42 Mädchen) in Gestalt eines Klassenspiegels. Die Antworten aus einem Sechserversuch in diesem Klassenverband sind dem Klassenspiegel zugrunde gelegt worden. Die Eintragungen in die entsprechenden Bildzeichnungen mußten in diesem frühen Alter nach mündlicher Angabe des einzelnen Mädchens vom V1 vorgenommen werden.

Auf den ersten Blick ist schon ersichtlich, daß in diesem informellen sozialen Beziehungsgeflecht die Spitzengruppe – von 20 bis 15 Namhaftmachungen reichend – zu klein ist, daß die Mitte – von 6 bis 14 Namhaftmachungen reichend – eine zu geringe Zahl von Vpn (Versuchspersonen) umfaßt und daß schließlich die Schlußgruppe – von 1 bis 5 Namhaftmachungen reichend – die weitaus größte Zahl der Vpn in sich birgt. Sechs Mädchen sind bei den Wahlen überhaupt nicht beachtet worden, sie sind Schlußlichter im informellen sozialen Beziehungsgeflecht dieses zweiten Schuljahres. Ein gesundes Miteinander muß ausgeglichener sein, zu ihm gehören eine breite Mitte, ein kleines Oben und ein ebenso kleines Unten. Schlußlichter, die ohne jede soziale Beachtung sind, darf es nicht geben.

Hier muß der Berufserzieher Sorge tragen, daß die Unzulänglichkeiten, die Härten und Grausamkeiten des natürlich gewachsenen infantilen sozialen Beziehungsgeflechtes beseitigt werden. Mit autoritären Erziehungsmaßnahmen läßt sich ein informelles soziales Beziehungsgeflecht nicht ändern. Es wirkt sich dann um so heimlicher aus, verbirgt sich vor dem Berufserzieher, benimmt sich unter seinen Augen sozial gesittet, um in unbewachten Augenblicken die Sozial-Geächteten noch herzloser und grausamer zu behandeln. Der Berufserzieher muß hierzu andere Wege suchen.

Er kennt bisher durch seine soziale Befragung ja nur die Unzulänglichkeit der gesamten sozialen Situation seines Klassenverbandes. Seine nächste Tätigkeit müßte sich darauf erstrecken, die Gründe für die vorliegende unzulängliche soziale Rangierung festzustellen. Alsdann kann er erst seine erzieherischen Maßnahmen zu einem gesunden Miteinander, in dem jeder Zögling soziales Ansehen und soziale Beachtung findet, festlegen und in Anwendung bringen. Wie schwierig es ist, für eine ausgeglichene Gemeinsamkeit, für ein der Erziehung und Unterrichtung günstiges soziales Klima zu sorgen, soll nachstehend an einzelnen markanten Fällen dargelegt werden.

Abb. 3

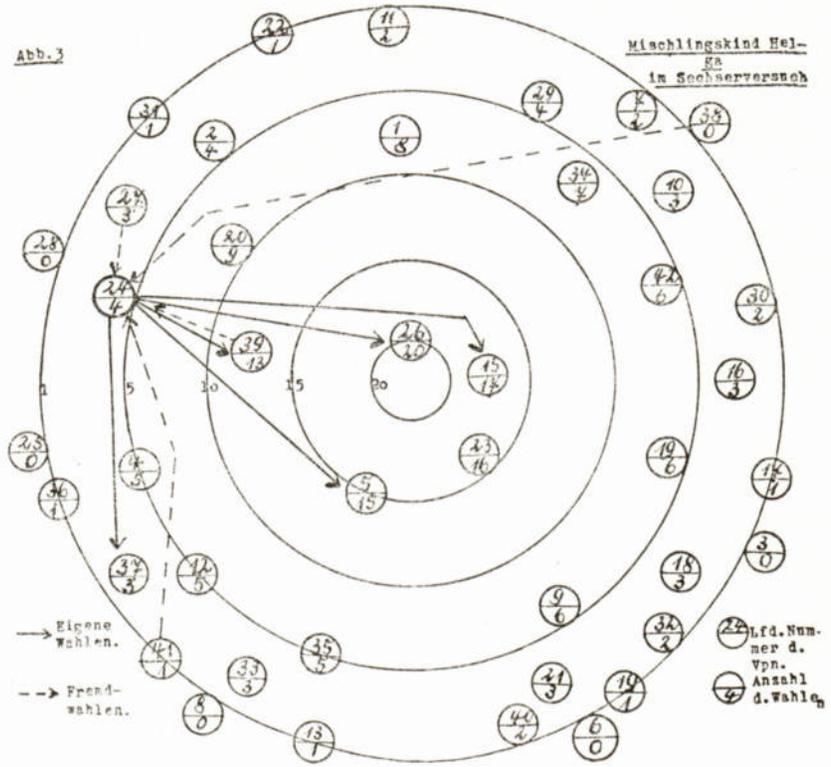
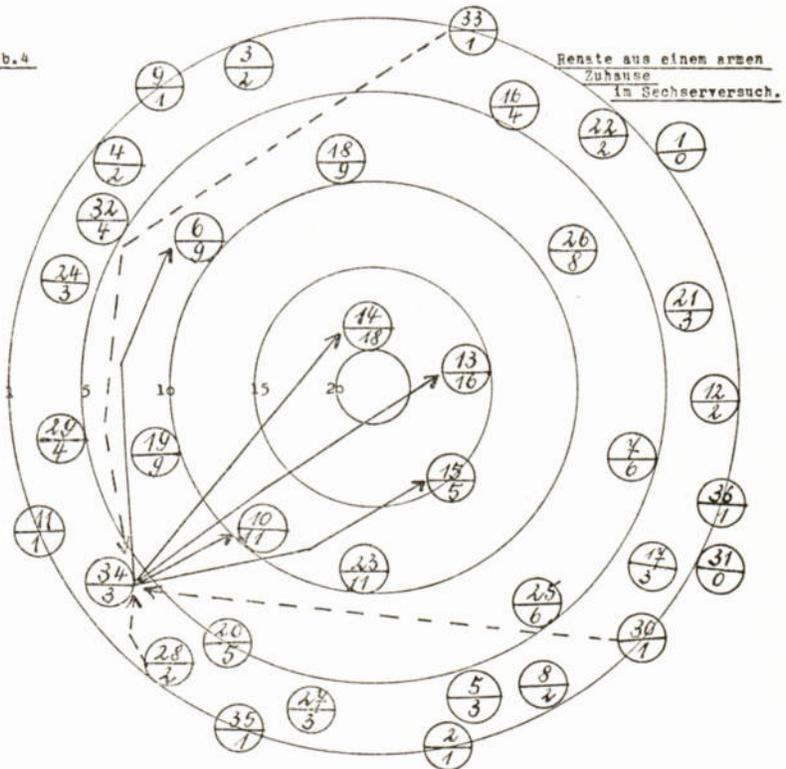


Abb. 4



1. Fall: In dem in Abb. 3 veranschaulichten Klassenspiegel ist das soziale Einzelschicksal der Vp (Versuchsperson) 24 gekennzeichnet. Vp 24 ist das Negermischlingsmädchen Helga. Die fünf ihr im Sechserversuch zur Verfügung stehenden Wahlstimmen gibt sie in drei Fällen zur Spitzengruppe, einmal zur oberen Mitte und einmal zur Schlußgruppe. Sie selbst erhält vier Wahlstimmen, eine in gegenseitiger Wahl aus der oberen Mitte, zwei aus der Schlußgruppe und eine von einem Schlußlicht.

Ihr Sehnen und ihr Bemühen, oben bei der Spitzengruppe Anklang und soziale Beachtung zu finden, werden nicht beachtet. Von hier aus wird sie nicht gewählt. Auch die breite Mitte – mit der einen schon gekennzeichneten Ausnahme – kümmert sich nicht um sie, man mag sie nicht in einer intimen Spielsituation. Helga war zunächst im ersten Schuljahre die anerkannte Führerin der Klasse. Ihre Mutter unterhält ein Absteigequartier für Negersoldaten. Helga wird von diesen so verwöhnt, daß sie über alles nur erdenkliche Spielzeug und über sehr viel Näschereien verfügt. Sie war daher zunächst innerhalb der Klasse hoch angesehen, jedoch merkte man sehr bald, wie viele Mädchen sich von ihr distanzieren. Im zweiten Schuljahre rangierte sie innerhalb der Beliebtheitsrangordnung nur noch in der Schlußgruppe. Spätere Beobachtungen im dritten Schuljahre zeigten, daß sie nur noch ganz am Rande der Klassengemeinschaft stand.

Soziologische Erhebungen in anderen Volksschulklassen, in denen sich auch Negermischlinge befanden, zeigten dieselben Ergebnisse.

Im natürlich wachsenden informellen sozialen Beziehungsgeflecht einer Gemeinsamkeit von Kindern duldet man Negermischlinge nur, weil die autoritäre soziale Ordnung des Berufserziehers es verlangt, aber als Beliebtheitspartner meidet man sie, in der intimen eigenen Spiel- und Umwelt kommen sie als Partner nicht in Frage.

2. Fall: Abb. 4 veranschaulicht im Klassenspiegel eines vierten Schuljahres (Mädchen, Großstadtschule!) das soziale Schicksal Renates. Ihre Klassenkameradinnen kommen zum Teil aus den engen Gassen und Winkeln der Altstadt, zum Teil auch aus neuen Wohnvierteln. Sie entstammen entsprechend zum Teil aus sozial armen, zum Teil aus sozial reicheren Familien. Renate wohnt in der Altstadt. Ihre Wohn- und Familienverhältnisse sind trostlos. Die vier vorhandenen Kinder der Familie schlafen mit den Eltern in einem unzulänglichen Raume zusammen. Obwohl Renate während ihrer gesamten Grundschulzeit gute bis sehr gute Schulleistungen aufzuweisen hatte, mag man sie weder oben noch in der breiten Mitte ihres Klassenverbandes als Beliebtheitspartner.

Im Sechserversuch gehen ihre fünf Stimmen dreimal zur Spitze und zweimal zur Mitte. Ihr Werben um soziale Beachtung und Geltung wird von dort aus nicht erwidert. Nur drei ganz am Rande des informellen sozialen Beziehungsgeflechtes stehende Mitschülerinnen geben ihr ihre Stimme.

Renate ist ebenso ein Beispiel für viele, wie Helga es für die soziale Einstufung der Negermischlinge war:

Mitschüler aus armen sozialen Verhältnissen mit minderwertiger Kleidung und mangelnder Körperpflege wählt man nicht als Partner für eine eigene intime Spiel- und Umwelt, sie rangieren auch dann in Beliebtheitsrangordnungen ganz unten, wenn sie mit ihren schulischen Leistungen zur Spitzengruppe gehören.

Abb. 5

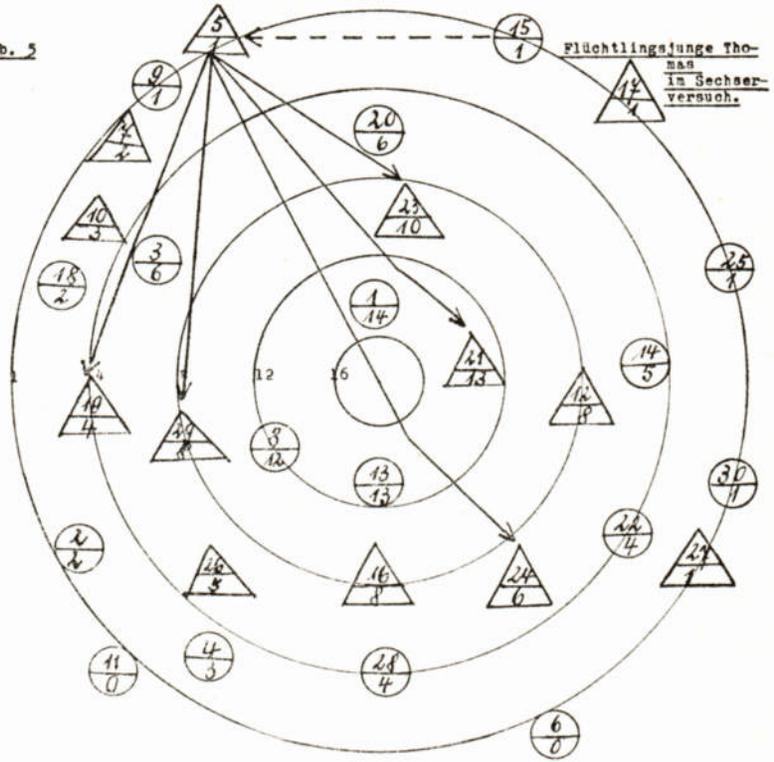
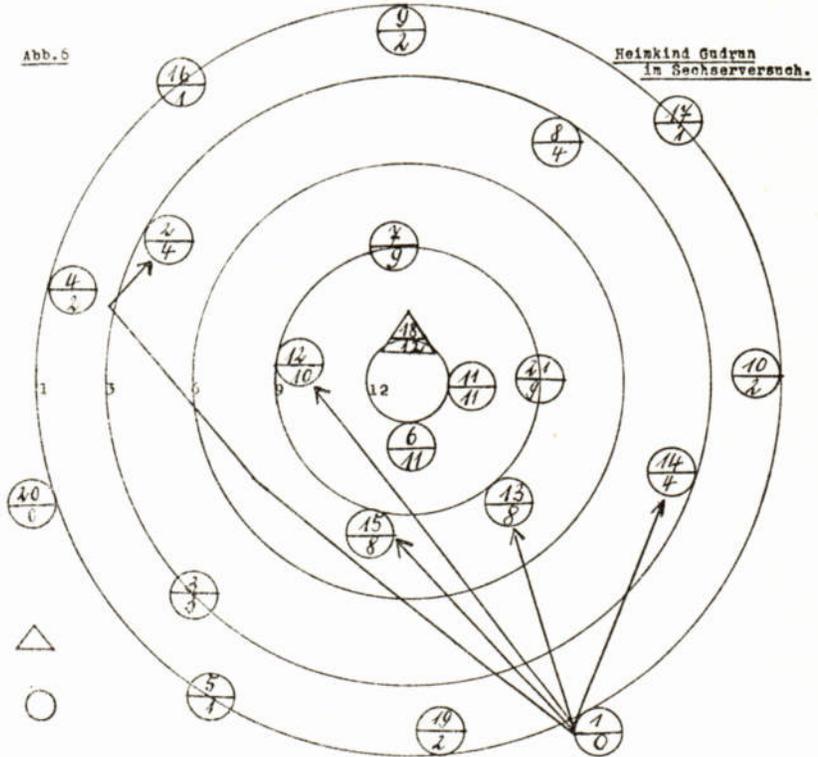


Abb. 6



3. Fall: Abb. 5 veranschaulicht im Klassenspiegel eines vierten Schuljahres (gemischte Klasse eines Industriedorfes!) das soziale Schicksal des neun-jährigen Thomas.

Vier von seinen fünf Wahlstimmen gehen zur Spitzengruppe und zur oberen Mitte und nur eine zur Schlußgruppe der Jungen. Das Streben und Sehnen, bei den Jungen seines Klassenverbandes Anschluß und Geltung zu finden, wird von keinem Jungen erwidert. Nur ein Mädchen, das ebenfalls am äußersten Rande des informellen sozialen Beziehungsgeflechtes einrangiert ist, gibt Thomas ihre Stimme. Thomas ist anders als die Jungen seiner Klasse. Seine Eltern zogen vor einem Jahre als Flüchtlinge aus Sachsen im Dorfe zu. Thomas gehört erst seit kurzer Zeit zum Klassenverband. Seine Sprache ist anders als die der Dorfjungen. Dazu kommt, daß er der einzige „Dicke“ unter den Jungen und daher unbeholfener als seine Kameraden ist, die ungestraft ihre Quälereien an ihm auslassen können. Mitschüler, auf denen die körperliche Besonderheit des „Dickseins“ lastet, auch solche, die mit der Eigenart einer fremden Sprechweise behaftet sind und ebenso die, die zu einem späteren Zeitpunkte dem Klassenverband zugeführt werden, haben es sehr schwer, sich im informellen sozialen Beziehungsgeflecht eines Klassenverbandes durchzusetzen. Man mag sie nicht in den intimen Spiel- und Erlebenszirkeln innerhalb der Klassengemeinschaft, benutzt dagegen jede sich bietende Gelegenheit, sie zu hänseln und zu quälen.

Auch Thomas ist ein Beispiel für viele. Das informelle soziale Beziehungsgeflecht verfährt meist mit allen, die körperliche oder seelisch-geistige Abartigkeiten aufweisen und auch mit solchen, die auch nur in ihrem Gehaben anders sind als die übrigen Gleichaltrigen, hart und grausam. Solche Kinder werden trotz allen Müehens häufig an den Rand der Gemeinschaft verwiesen. Als Beliebtheitspartner kommen sie nicht in Frage.

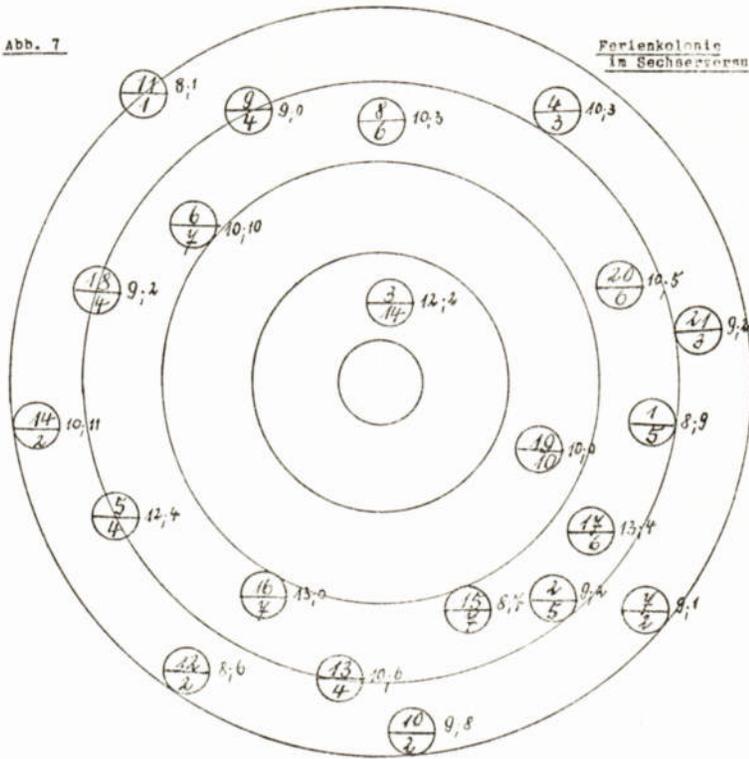
4. Fall: Abb. 6 veranschaulicht das informelle Beziehungsgeflecht einer Mädchenstation in einem Kinderheim für soziale Sorgenkinder. Für 20 Mädchen und einen Jungen – der Junge wurde ausnahmsweise mit seiner Schwester zugleich in diese Station eingewiesen – im Alter von 4;9 bis 13;3 muß das Heim Liebe, Zuneigung, Pflege und Fürsorge geben, die das eigene Elternhaus nicht geben konnte und häufig auch nicht geben wollte.

Die Hälfte dieser Kinder ist unehelich oder außerehelich geboren, fünf Kinder stammen aus Familien, in denen ein Elternteil fehlt, ein Kind ist Vollwaise, ein weiteres Kind kommt aus einer geschiedenen Ehe, und die restlichen Kinder stammen aus stark geschädigten Familienverhältnissen. Der Gruppenspiegel, der auf Grund eines Sechserversuches hergestellt wurde, zeigt Vp 1 und Vp 20 ohne jede soziale Verankerung als Schlußlichter des informellen sozialen Beziehungsgeflechtes (Abb. 6).

Vp 20 ist ein Mischling, ihre Abseitsstellung ist daher erklärlich. Selbst unter diesen Kindern, die alle aus einem schlechten Zuhause kommen, wird ein Mischling am untersten Rande der Gemeinschaft einrangiert und als Beliebtheitspartner nicht in Betracht gezogen.

Die soziale Stellung von Gudrun (Vp 1) ist im Gruppenspiegel besonders gekennzeichnet. Gudrun gibt eine Wahlstimme der Spitzengruppe, zwei Wahlstimmen gehen zur oberen Mitte und die letzten beiden zur Schlußgruppe. Ihr Werben um soziale Beachtung und um soziales Ansehen wird von niemand erwidert.

Abb. 7

Ferienkolonie
in Seehörvermuth.

Gudrun ist Bettnässerin, wahrscheinlich gerade deshalb, weil niemand im Heime sie mag. Beschäftigt sich jemand mit ihr und befriedigt ihr Sehnen nach Anschluß und Beachtung, dann bleibt das Bett meist für mehrere Tage trocken. Sie mußte nach einem vergeblichen Versuch in der Volksschule zur Hilfsschule umgeschult werden. Dort hat sie befriedigende Lernerfolge aufzuweisen. Sie beherrscht die Lesetechnik bereits so gut, daß sie gern anderen Kindern vorlesen möchte. Aber ihre Mitinsassen des Heims gehen an ihren Lernerfolgen ebenso achtlos vorbei wie an ihrem Sehnen und Werben um soziale Beachtung und Geltung.

Eine Bettnässerin in einem Heim mit ihrem ständigen üblen Geruch wird von den übrigen Mitinsassen gemieden und herzlos aus ihrem Miteinander ausgestoßen. Gudrun ist in einen zermürbenden Teufelskreis eingespannt: Je mehr man sie im informellen sozialen Beziehungsgeflecht meidet, um so mehr gleitet sie in die Abwegigkeit des Bettnässens hinein. Je übler sich dieses Leiden den übrigen Mitinsassen bemerkbar macht, um so mehr meidet, quält und beschimpft man sie. Wie soll Gudrun aus diesem Teufelskreis heraus wieder in gesunde Entwicklungsbahnen zurückfinden!

Gudrun ist auch wieder ein Beispiel für viele. Elterliche Liebe, Fürsorge, Hingabe und Pflege sind ihr, der unehelich Geborenen, bisher versagt geblieben. Sie ist zu willensschwach, um diese Schicksalssituation zu meistern, sie frustriert und gleitet in die Abwegigkeit des Bettnässens hinein.

Solche Kinder, die die Lebenssituation, in die sie hineingestellt sind, nicht zu meistern verstehen und frustrieren, geraten meist ganz unbewußt in

eine Abwegigkeit hinein. Im Miteinander der Gleichaltrigen werden mit Frustrationserscheinungen behaftete Kinder meist an den Rand des Zusammenseins verwiesen. Sie werden als Beliebtheitspartner nicht in Betracht gezogen. Für sie hat man im informellen sozialen Beziehungsgeflecht nur kränkende Schimpfnamen und Quälereien bereit.

Die Unzulänglichkeit und Minderwertigkeit des eigenständig wachsenden informellen Beziehungsgeflechtes zeigen sich auch häufig bei der Herausstellung der führenden Spitzengruppe. An einem Beispiel sei dies aufgezeigt:

5. Fall: Abb. 7 veranschaulicht den Gruppenspiegel einer Ferienkolonie. 21 Arbeiterkinder (Mädchen) eines saarländischen Eisenwerkes im Alter von acht bis dreizehn Jahren waren für drei Wochen zu einem Ferienaufenthalt in die Schweiz geschickt worden. Die meisten Mädchen hatten sich vor Antritt der Reise mit Bewußtsein noch nicht gesehen, nur einzeln kannten sich vom Sehen her.

Am 18. Tage des gemeinsamen Ferienaufenthaltes wurde eine soziale Befragung vorgenommen. Die Betreuerin ließ die Mädchen Überlegungen anstellen, was in einem künftigen Ferienaufenthalt noch besser und schöner sein könnte.

„Wie fein wäre es, wenn man zu dritt ein Schlafzimmer und zu sechst ein Aufenthalts- und Bastelzimmer hätte!

Die so geschickt eingeleitete soziale Befragung wurde schnell durch Eintragung der Namen in entsprechend vorbereitete Bildzeichnungen beantwortet. Abb. 7 stellt die Ergebnisse des Sechserversuches in einem Gruppenspiegel dar. (Neben die die einzelnen Vpn darstellenden Kreise ist das jeweilige Alter vermerkt worden.)

Helga (Vp 3) ist unumstritten der Beliebtheitsstar der Feriengruppe. Von 21 möglichen Stimmen sind Helga 14 zugefallen. Helga ist mit 12;2 die viertälteste in der Feriengruppe. Sie ist groß und schlank, hat das Stadium der zweiten Streckung fast beendet und erweckt in ihrer äußeren Erscheinung den Eindruck bereits eingetretener Virginität. In ihrem Wesen ist sie stets heiter, freundlich und hilfsbereit. Auf ihre Kleidung ist sie sehr bedacht, sie ist stets geschmackvoll angezogen.

Die zehnjährige Ursula (Vp 19) hat den zweiten Platz in der Beliebtheitsrangierung der Feriengruppe inne. In der Altersreihe steht sie an zehnter Stelle. Sie ist noch vollkommen Kind, und zwar ein sehr hübsches Kind, das von allen bewundert wird. Ihrem Habitus nach steht Ursula noch voll und ganz in der zweiten Fülle. Sie schmiegt sich gern bei den älteren Mädchen an und findet mit ihrer unbekümmerten Natürlichkeit und Fröhlichkeit offene Arme.

Offensichtlich haben bei der vorliegenden Wahl der beiden Spitzenstars das gute und gepflegte Aussehen, die geschmackvolle Kleidung und das freundliche, anschmiegsame Wesen der beiden Mädchen den Ausschlag gegeben. Tiefere innere Werte — wie beispielsweise Klugheit, Umsicht, Erfahrung, Zuverlässigkeit, Bescheidenheit, Einsatzbereitschaft usw. — haben im informellen sozialen Beziehungsgeflecht kaum ausschlaggebende Bedeutung. Eine Beliebtheitsrangierung wird meist nur aus einer affektiv-emotionalen Gerichtetheit heraus vorgenommen, die keine Wertung im Sinne der Erwachsenen kennt. Ebenso wie man im informellen sozialen

Beziehungsgeflecht aus – im Sinne der Erwachsenen – unethischen, oft auch nichtigen und niedrigen Gründen Mitschülern hart und grausam das bittere Los bereitet, ein ganzes Schulleben lang nur am Rande des Zusammenseins der Gleichaltrigen gelitten zu sein und nie zur intimen Spiel- und Erlebenswelt der anderen zu gehören, so sind auch bei der Herausstellung der Spitzengruppe ethische Werthaltungen nicht oder kaum maßgebend. Affektive und emotionale Gerichtetheiten bestimmen im informellen sozialen Beziehungsgeflecht fast unbewußt Sympathie oder Antipathie, Neigung oder Abneigung, Suchen und Meiden des anderen Partners.

4. Erziehliche Maßnahmen

Eine Erziehung, die in der jeweils vorliegenden Erziehungswirklichkeit Erziehungswirkung herbeiführen will, muß die unheilvollen Einflüsse des informellen sozialen Beziehungsgeflechts abzustellen versuchen.

Vorstehend konnten aus Raumgründen nur an einigen Beispielen die Unzulänglichkeit und die Minderwertigkeit einer unbeeinflußt eigenständig wachsenden informellen sozialen Ordnung aufgezeigt werden. In jedem Klassenverband lassen sich bei einer genauen soziologischen Orientierung vielfach ähnliche Fälle feststellen. Oft hat sich eine führende Spitzengruppe herausgebildet, in der die – im Sinne der Erwachsenen – wertvollen Schüler völlig fehlen, an ihrer Stelle dominieren häufig solche, von denen ein unheilvoller Einfluß auf den gesamten Klassenverband ausstrahlt. Es entsteht ein Spannungsverhältnis zwischen Berufserzieher und Klasse, das jede tiefgreifende Erziehungswirkung zunichte macht.

Noch schlimmer und zahlreicher sind die Fälle herzloser und grausamer Ächtung einzelner Kinder innerhalb des Klassenverbandes. Die Beschimpfungen, die Quälereien und die Mißhandlungen durch ein langes Schulleben hindurch können für das einzelne Kind große seelische Schädigungen herbeiführen.

Ein unausgeglichenes, in seinen Tendenzen für das einzelne Kind und für die Gesamtheit des Klassenverbandes gefahrdrohendes informelles soziales Beziehungsgeflecht läßt sich nicht von heute auf morgen ändern. Harte Erziehungs- und Zuchtmittel sind hierbei völlig fehl am Platze. Es gilt vielmehr, eine Erziehungshilfe auf weite Sicht zu planen und durchzuführen.

Die aus dem endothyemen Bereich des Seelischen herausdrängenden triebartigen Gerichtetheiten der Sympathie und der Antipathie, der Neigung und der Abneigung, des Suchens und Meidens sind einer unmittelbaren Beeinflussung durch den Berufserzieher nicht unmittelbar zugänglich. Dagegen sind die Leistungsrangierungen leichter zu beeinflussen und zu lenken.

Die vom informellen sozialen Beziehungsgeflecht eigenständig hervorgerufenen Tüchtigkeits- und Leistungsrangierungen stellen nicht starr die einzigen Möglichkeiten einer sozialen Durchgliederung des Klassenverbandes dar. Die Erfahrung lehrt, daß vom Berufserzieher inspirierte Leistungsrangierungen in beliebiger Zahl in einem Klassenverband lebendig gemacht werden können. Schon der Schulneuling weiß auf Befragen anzugeben, wer zu den besten Erzählern, Lesern, Rechnern usw. gehört, wer hierin weniger leistet und welche Mitschüler nur Schlußlichter in diesen Leistungen sind. Der Berufserzieher braucht nur einige Male diese oder jene Kinder hin-

sichtlich ihrer Leistungen und Fähigkeiten vor dem Klassenverband herauszuheben oder andere zu mahnen oder gar zu tadeln, dann reagiert der natürlich vorhandene Drang zur rangordnungsmäßigen Durchformung des Klassenverbandes, und eine neue Leistungsrangierung schwingt künftig meist unbewußt bei allem Tun und Handeln in der Gemeinsamkeit mit. Ebenso kann der Berufserzieher leicht Situationen herbeiführen, in denen die tonangebende Spitzengruppe – insbesondere dann, wenn die falschen Zöglinge von hier aus ihren unheilvollen Einfluß geltend machen – nur zur Mitte zählt oder gar vor ihren Mitschülern erleben muß, daß sie nur ganz unten einrangiert ist.

Es ist schon erzieherisch sehr viel geschehen, wenn durch geschickte Maßnahmen des Erziehers jedem einzelnen Zögling die Möglichkeit geboten wird, auch einmal oben zu sein oder gar zur Mitte zu zählen, und wenn der Spitzengruppe klar wird, daß es im lebendigen und gesunden Zusammensein im Klassenverband kein einseitiges Führertum gibt, sondern daß man sich in dauerndem Einsatz mühen muß, seine Stellung innerhalb der Vielzahl der Leistungsrangierungen zu wahren. Ebenso dienlich ist es jedem Zögling, sich einmal oben, ein anderes Mal in der Mitte und wieder ein anderes Mal ganz unten zu erleben. Er lernt, sich damit abzufinden, daß jedem Mitschüler in seinem Bereich und in seiner Besonderheit soziales Ansehen und soziale Geltung gebühren. In einem solchen ausgeglichenen Klassenklima, in dem jeder etwas gelten kann, der sich darum bemüht, treten unmerklich die Härten und Unzulänglichkeiten eines unbeeinflußt eigenständig gewachsenen informellen sozialen Beziehungsgeflechts zurück, edlere Motive schwingen im Mit- und Füreinander eines Klassenverbandes mit und mildern das von Natur aus vorhandene harte und rücksichtslose Aus- und Gegeneinander.

Von dem Mischlingsmädchen Helga ist bekannt, daß es eine ausgezeichnete Sportlerin ist, von Renate weiß man, daß sie mit guten Schulleistungen aufwarten kann, und die kleine Hilfsschülerin Gudrun hat den Drang, ihre lesetechnisch guten Erfolge durch Vorlesen unter Beweis zu stellen.

Von dem vierten Sorgenkind, Thomas, sind allerdings keine besonderen Leistungen oder Fähigkeiten bekannt, jedoch werden sich auch bei ihm bei näherer Nachforschung irgendwelche guten Seiten herausfinden lassen.

Die Hervorhebung und Beachtung solcher besonderen Fähigkeiten und Leistungen vor dem gesamten Klassenverband stärken das Selbstbewußtsein des einzelnen Sorgenkindes, lassen allmählich in ihm den Willen zu weiteren Leistungen aufkeimen und öffnen damit den Weg zu einer besseren sozialen Einrangierung. Wenn diese Sorgenkinder dann noch spüren und erleben, daß der Berufserzieher ihnen genau das gleiche vorbehaltlose Vertrauen schenkt wie auch den übrigen Mitschülern, dann ist ihnen die Möglichkeit geboten, in eigener Anstrengung ihr soziales Schicksal erträglich zu gestalten.

Solche sozialen Sorgenkinder können genauso gut die Tafel reinigen, die Blumen pflegen usw. wie auch die führende Spitzengruppe und die Lieblingsschüler, sie können genauso gut besondere Vertrauensaufträge – wie Geldeinsammeln und -abführen, Listen anlegen usw. – entgegennehmen und sich durch ihre genaue Ausführung bewähren. Jede Bewährung und jede entsprechende Anerkennung stärken wiederum ihr Selbstbewußtsein und entfachen den Willen zu weiteren guten Leistungen.

Für die Herbeiführung eines gesunderen und ausgeglicheneren Mit- und Füreinanders ist prinzipiell jede Gelegenheit zu benutzen, in vielseitiger Weise neue Rangierungen zu inspirieren, jedem Zögling das Vertrauen des Berufserziehers deutlich zu machen, ihm Verantwortung zu übertragen und Gelegenheit zur Bewährung zu verschaffen, der eine entsprechende Anerkennung nicht fehlen darf.

Zwar können diese erzieherischen Maßnahmen nicht unmittelbar die tragenden und gestaltenden Kräfte eines Miteinanders, die aus dem endothyemen Bereich des Seelischen stammenden affektiv-emotionalen Gerichtetheiten der Sympathie und der Antipathie, der Neigung und der Abneigung, beeinflussen und prägen, sie nähern aber stetig – für die Zöglinge fast unmerklich – das natürlich gewordene unzulängliche informelle soziale Beziehungsgeflecht der vom Berufserzieher gewollten formellen sozialen Ordnung. Sie mildern seine Unzulänglichkeiten und lassen seine Härten und Rücksichtslosigkeiten im täglichen Miteinander zurücktreten.

Die Erfahrung lehrt, daß nicht alle Kinder, die durch Abartigkeiten und Abwegigkeiten gekennzeichnet sind und die ein sozial tiefstehendes Zuhause haben, vom informellen sozialen Beziehungsgeflecht geächtet werden. Kinder mit einem willensstarken „Selbst“ widersetzen sich einer solchen Ächtung und erkämpfen sich eigenständig soziales Ansehen und soziale Beachtung innerhalb der Gemeinsamkeit ihrer Kameraden.

Das, was durch die oben angegebenen Erziehungshilfen des Berufserziehers herbeigeführt werden soll, nämlich die Stärkung des eigenen Selbstbewußtseins vor dem Gleichaltrigen und die Herbeiführung eines eigenständigen Willenseinsatzes im täglichen Kampf um soziale Beachtung, vollzieht ein willensstarkes „Selbst“ aus eigener Initiative, der der Berufserzieher in aufmerksamer Beobachtung allenfalls hier und da einige ermunternde Unterstützungen zu geben hat. In den weitaus meisten Fällen ist jedoch das kindliche „Selbst“ noch so schwach und so labil, daß es dem Druck des informellen sozialen Beziehungsgeflechtes ohne Hilfe widerstandslos erliegt.

Ein von soziologischen Erkenntnissen beeinflusster Berufserzieher hat in seinem praktischen Erziehungs- und Unterrichtstun zwei Akzente zu berücksichtigen:

Seinen sozialen Sorgenkindern muß er das bittere Los ersparen, ein ganzes Schulleben lang an den Rand der Gemeinsamkeit der Gleichaltrigen verwiesen und von intimer Partnerschaft ausgeschlossen zu sein.

Für den ihm anvertrauten Klassenverband muß er ständig eine gesunde soziale Ausgeglichenheit anstreben, in der jedem Zögling die Möglichkeit gegeben ist, sich einmal oben, ein anderes Mal in der Mitte und wieder ein anderes Mal unten zu erleben und in der die Härten und Rücksichtslosigkeiten der informellen sozialen Ordnung beseitigt und durch Herbeiführung gegenseitiger Achtung und neidloser Anerkennung ersetzt sind.

Benutztes Fachschrifttum

1. Baeumer, E.: Lebensart des Haushuhns. Zeitschr. Tierpsychologie 12/1955.
2. Beck, W.: Grundzüge der Sozialpsychologie. München 1956.
3. Bernsdorf, W. u. Bülow F.: Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart 1955.
4. Bühler, Ch. u. Hetzer, H. u. Tudor – Hart, B.: Soziologische und psychologische Studien über das erste Lebensjahr. Jena 1927.
5. Engelmayer, O.: Das Soziogramm in der modernen Schule. München 1958.
6. Fischer, A.: Psychologie der Gesellschaft. In: Handbuch der vergleichenden Psychologie. München 1922.

7. Grzimek, B.: Die „Radfahrer-Reaktion“. Zeitschr. Tierpsychologie 6. 1949.
8. Hasselmann-Kahlert, M. Das entwurzelte Kind. Stuttgart 1955.
9. Hellpach, W.: Sozialpsychologie. Stuttgart 1946.
10. Höhn, E. u. Schick, P.: Das Soziogramm. Stuttgart 1954.
11. Jennings, H. H.: Schule und Schülerschaft. Bad Nauheim 1956.
12. Katz, D.: Tierpsychologie und Soziologie des Menschen. Zeitschrift für Psychologie 88/ S. 253 – 264. 1922.
13. König, R.: Das Interview, Praktische Sozialforschung I. Köln 1957.
14. König, R.: Beobachtung u. Experiment in der Sozialforschung, Praktische Sozialforschung II. Köln 1957.
15. Lichtenberger, W.: Formelle und informelle soziale Ordnung im Verband einer Schulklasse. Zeitschrift „Schule und Psychologie 2“. 1960.
16. Müller-Eckhard, H.: Schule und Schülerschicksal. Göttingen 1950.
17. Moreno, J. L.: Die Grundlagen der Soziometrie. Köln 1954.
18. Reininger, K. Das soziale Verhalten von Schulneulingen. Zeitschrift Päd. Psychologie 7. 1929.
19. Ruppert, J. P.: Sozialpsychologie im Raum der Erziehung. Weinheim 1952.
20. Ruppert, J. P.: Sozialpsychologie im Raum der Schule. Weinheim 1954.
21. Remane, A.: Das soziale Leben der Tiere. Hamburg 1960.
22. Schjelderup-Ebbe, Th.: Beiträge zur Sozialpsychologie des Haushuhns. Zeitschrift für Psychologie 88. 1922.
23. Weiss, C.: Abriß der Pädagogischen Soziologie. Bd. Ia + II. Bad Heilbrunn/Obb. 1958 und 1957.
24. Wiese, L. von: Soziologie, Geschichte und Hauptprobleme. Berlin 1954
25. Wiese, L. von: Allgemeine Soziologie als Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden der Menschen: München 1924.
26. Zarncke, L.: Das schwierige Kind. Freiburg 1953.
27. Hofstätter, P. R.: Gruppendynamik. Hamburg 1960.

Anmerkungen:

Das in den vorstehenden Ausführungen zugrunde gelegte Beobachtungsmaterial ist folgenden Felduntersuchungen entnommen worden:

1. Franzmann, I.: Mischlingskinder in der Gemeinschaft. (Pädagog. Akademie Worms. 1956.)
2. Schirra, R.: Kinder aus gestörten und unvollständigen Familien in Leistung und Haltung im Klassenverband einer Volksschule. (Comenius-Hochschule, Saarbrücken. 1959.)
3. Diehl, L.: Soziometrische Untersuchungen als wesentliche Hilfe bei Herstellung eines geordneten Klassen- und Erziehungsklimas. (Comenius-Hochschule, Saarbrücken 1959.)
4. Hesse, I.: Das soziale Beziehungsgeflecht bei einer Kindergruppe im Kinderheim Neunkirchen. (Comenius-Hochschule, Saarbrücken 1959.)
5. Eisfeld, S.: Informelle soziale Bindungen bei einer Mädchen-Feriengruppe. (Comenius-Hochschule, Saarbrücken 1959.)

KUNSTERZIEHUNG - GESTERN UND HEUTE

VON ERNST GERMER

Das „Saarbrücker Abkommen“, wie man die im September des vorigen Jahres von den Kultusministern der Bundesländer beschlossene Rahmenvereinbarung zur Neuordnung des Unterrichts auf der Oberstufe der Gymnasien zu nennen pflegt, hat neben anderen Fächern auch die Kunsterziehung empfindlich getroffen. Die Schüler der Oberstufe (O II – O I) sollen sich in Zukunft zwischen den beiden „musischen“ Fächern Musik und Kunsterziehung entscheiden und obligatorisch nur noch am Unterricht in einem dieser beiden Fächer teilnehmen. Damit werden sie in einer entscheidenden Phase ihrer schulischen Entwicklung auf die Bildungswerte eines der beiden Fächer verzichten müssen. Wie nachteilig sich dieser Verzicht im Falle der Kunsterziehung auf die bildnerischen Fähigkeiten und das Verständnis der künstlerischen Formenwelt der künftigen Studenten der Technischen und Pädagogischen Hochschulen auswirken muß, sei hier nur als Sonderfall herausgegriffen und angedeutet.

Hierzu Abb. 1–4

Es ist anzunehmen, daß diese Regelung mit der Überzeugung begründet wurde, der allgemeine Bildungswert des einen Faches könne durch den des anderen angenähert oder gar ersetzt werden. Auch mag vermutlich das Attribut „musisch“, das hier ausschließlich den beiden genannten Fächern zugelegt und so auch im schulischen Gebrauch heute als selbstverständlich angesehen wird, diese Überzeugung noch verstärkt haben. Nun ist aber solcher unbekümmerter Sprachgebrauch des Begriffes „musisch“ keineswegs unumstritten. Abgesehen davon, daß seit den Kunsterziehungstagen der Jahrhundertwende die Fächer der Bewegung, der Musik, der Muttersprache und der Kunsterziehung im „musischen Quadrivium¹⁾“ zusammengefaßt werden, wird unter dem „Musischen“ im besonderen die eine Komponente der menschlichen Geistigkeit verstanden, die als elementare Kraft des unmittelbaren intuitiven, sinnhaften und gefühlsmäßigen Erfassens der Welt neben der zweiten, der Fähigkeit des theoretischen, begrifflichen und analysierenden Durchdringens in jedem Menschenkind als entwicklungs-fähige Anlage vorhanden ist. Mit besonderem Nachdruck hat gerade in jüngster Zeit der Baseler Biologe Prof. Dr. A. Portmann auf diese Definition hingewiesen²⁾ und die sich daraus für die Erziehung allgemein ergebende Aufgabe formuliert: „Die gewaltige Aufgabe aller Erziehung ist die Integration dieser zwei Arten von Weltzuwendung, beide in uns erblich angelegt, beide zur Entfaltung drängend – wobei Menschentum nur als voll, als gegliedert bezeichnet werden darf, wenn die Integration der zwei Geistesfunktionen gelingt.“

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die bildnerische Erziehung für sich vorrangig die Entwicklung jener „Funktion des sinnenstarken, gefühlvollen Erlebens der Welt Dinge, die etwa auch als die ästhetische Funktion bezeichnet worden ist (im weitesten Sinne des Wortes Aisthesis)“, (Portmann, a. a. O.) in Anspruch nehmen darf, indem sie sich im Bereich der Augenwelt die Eroberung der Welt Dinge durch das „Erleben von Formen und Farben und der von ihnen geförderten Gefühle“ in eigener gestalterischer Arbeit zum Ziel gesetzt hat.

So gesehen, erscheinen Interpretationen des „Musischen“ im Sinne einer dialektischen Gegenüberstellung etwa von Arbeit – Spiel („Ernst ist das Leben, heiter die Kunst“) besonders dann mißlungen, wenn man diesem im schulischen Alltag lediglich gewisse „Ausgleichsfunktionen“ zuzubilligen bereit ist oder es bei offiziellen Gelegenheiten als beliebtes Epitheton ornans der sachlichen Strenge der wissenschaftlichen Disziplinen anzuhängen pflegt.

Ebenso merkwürdig mutet jene Legitimierung der in manchen Prüfungsordnungen für die Kunsterzieher an Gymnasien fixierten Forderung des wissenschaftlichen Zusatzfaches an, die dieses zur Hebung der philologischen Würde des Kunsterziehers deshalb als notwendig erachtet, weil die kunstpädagogische Aufgabe nicht als gleichrangig mit denen der wissenschaftlichen Disziplinen eingeschätzt wird.

Wenn auch solche Ansichten und Gewohnheiten im allgemeinen nicht allzu tragisch zu nehmen sind, bedrohen sie lebensgefährdend die Existenz des in diesem Sinne als „musisch“ bezeichneten Faches Kunsterziehung, wenn beim Streit um die Stundenzahlen damit Kürzungen gerechtfertigt werden oder wenn man gar das ganze Fach durch ein anderes von grundsätzlich verschiedener Struktur ersetzen zu können glaubt. Außerdem wird,

aus einer mit Ressentiments beladenen Sicht früheren Zeichenunterrichts, meistens übersehen, daß im gesamtschulischen Bereich kein Fach seine Eigengesetzlichkeit so gewandelt hat wie das Fach der bildnerischen Erziehung des Kindes, des Jugendlichen und Erwachsenen. In dieser Wandlung wurden sowohl die Ergebnisse allgemeinpädagogischer Erwägungen und psychologischer Erkenntnis als auch die Beziehungen zu dem jeweiligen Kunstgeschehen und damit auch zu den darin postulierten Kunstlehren nach und nach herausgearbeitet. Wie sehr daneben auch soziologische, wirtschaftliche und politische Verhältnisse diese Wandlung tangieren, könnte an den Bildungsplänen des Faches in jüngster Vergangenheit und in der Gegenwart mit prägnanter Deutlichkeit nachgewiesen werden. Doch soll hier nur eine kurze Darstellung der Hauptstationen auf dem Wege vom früheren Zeichenunterricht zur heutigen Kunsterziehung Konstantes und Variables aufzuzeigen versuchen.

Wir wissen von Comenius, daß er das Zeichnen systematisch seinem Bildungsplan einfügte. Rousseau empfiehlt es seinem „Emil“ zur Schärfung der Sinne, insbesondere des Auges und zur Ausbildung der Handgeschicklichkeit. Ohne künstlerische Ziele zu verfolgen, sollte das Zeichnen vor der Natur seinen Zögling zu klaren Vorstellungen von den Dingen seiner Umwelt verhelfen. Während er und neben ihm Locke und Basedow das Zeichnen in erster Linie für ihre „wohlerzogenen“ Jungen übernehmen, fügte es Pestalozzi in seinen Elementarunterricht ein, von wo an es als fester Bestand im Erziehungsplan der Volksschule und von der Mitte des 19. Jahrhunderts an aller allgemeinbildenden Schulen gilt.

Auch Pestalozzi benützt — weitab von ästhetischen Absichten — das Zeichnen als Mittel zur Anschauungsbildung, sieht aber in dem Begriff „Anschauung“ nicht nur äußere Wahrnehmung, sondern inneres Schauen. Über die Grundbegriffe Wort und Zahl stellt er den Begriff Form und sieht in Anschauung — Bilden die Klärung der Formvorstellungen von den Gegenständen der Umwelt und ihre Ordnung. Für das Kind wird damit das Zeichnen ein „durch nichts zu ersetzendes Ausdrucksmittel“ der in ihm naturhaft wirksamen vielseitigen Kräfte, deren Weckung, Anregung und Entfaltung die vornehmste Aufgabe des Erziehers sein sollte.

Es liegt eine unverkennbare Tragik darin, wie diese mit nachtwandlerischer Sicherheit entworfenen lebensvollen Erkenntnisse Pestalozzis bei seinen Nachfolgern³⁾ in einer geometrisch überwucherten Zeichenmethode erstarrten, die, dem ABC gleich, bildnerische Elementarformen wie Punkt, Linie, Winkel, Fläche und Farbe zu Figurationen entwickelte, die fast restlos im ornamentalen Bereich eingeschränkt blieben.

Das ursprünglich freie Erfinden der Formen verliert sich immer mehr in einem ermüdenden System stumpfen Nachzeichnens solcher geometrisch und mathematisch konstruierter Vorlagen, die der Absicht, die Dingwelt zu klären und die Phantasie zu entwickeln, konträr gegenüberstehen. Der geringe Bildungswert solcher Übungen veranlaßt neben dem festgestellten mangelnden Interesse der Schüler in den achtziger Jahren die Unterrichtsverwaltungen, den obligatorischen Zeichenunterricht deutlich einzuschränken.

Diese Entwicklung ist um so bedauerlicher, als neben Pestalozzi Fröbel ein weiteres wertvolles Element in die bildnerische Erziehung eingebracht hatte⁴⁾. Während nämlich Pestalozzi das Zeichnen als „lineare Bestimmung

der Formen“ definierte, „deren Umfang und Inhalt durch die vollendete Ausmessungskraft richtig und genau bestimmt wurde“, sah Fröbel im Zeichnen ein Darstellen des Gegenstandes durch und an einem Zeichen.“ Damit nahm er dem Maßstab der „Richtigkeit der Anschauung“ seine Ausschließlichkeit, betonte, indem er das „Zeichen“ dem Wort gleichrangig setzte, das Ausdrucksmäßige und Subjektive, „die Darstellung des inneren Lebens, des unmittelbar Empfundene, des Gemüts“.

Fröbel, zu seiner Zeit als Außenseiter verdächtigt, erkannte damit erstmalig für die bildnerische Erziehung die dialektische Beziehung zwischen Innen und Außen und sah, ausgehend vom Spiel des Kindes, in der bildnerischen Eigentätigkeit des Menschen die Möglichkeit der Auflösung der antithetischen Spannung zwischen Mensch und Natur im Sinne einer „Lebenseinigung“ auf göttlichem Urgrund. Die offizielle Pädagogik der allgemeinbildenden Schulen blieb jedoch auch seiner Ideenwelt verschlossen.

Erst am Ende des 19. Jahrhunderts weht es wie ein Frühlingswind durch die erstarrte Welt der Kunsterziehung. Der Anstoß zur Erneuerung geht aber nicht etwa von den Fachlehrern aus, sondern kommt in erster Linie aus den Gebieten der Philosophie, der Psychologie und der Kunstwissenschaft.

In Italien schreibt Corrado Ricci 1887 seine „Kinderkunst“ (*L'arte dei bambini*, Bologna), in Deutschland legt der Tübinger Ordinarius für Kunstgeschichte, Konrad Lange, 1893 in seinem Buch „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend“ ein aufrüttelndes Programm vor, nachdem bereits 1887 Georg Hirth, dieser „geniale Zigeuner der Wissenschaft“, Vorschläge zur Reform des Zeichenunterrichts unterbreitet hatte, über deren Treffsicherheit man immer wieder staunen muß. Über das Meer herüber kommen mit den Schriften von Prang und Tadd Anregungen, die das Pestalozzische Erbe in zeitgemäßer Form vertreten. Schließlich sind die fruchtbaren Bestrebungen der „Lehrervereinigung für künstlerische Erziehung“ in Hamburg mit Lichtwark an der Spitze von besonderer Dynamik auf dem Wege, der kurz nach der Jahrhundertwende in den drei Kunsterziehungstagen in Dresden 1901 (Kunsterziehung), Weimar 1903 (Literatur) und Hamburg 1905 (Musik und Gymnastik) ein mit starkem Elan demonstriertes Ziel erreichte.

Diese von edler Begeisterung getragenen Aktionen gipfelten in einer Reihe von axiomatischen Thesen, unter denen diejenigen von der gemeinsamen bildnerischen Sprache des Kindesalters von den Wissenschaftlern ebenso überzeugend vertreten wird wie von den Künstlern. Jedoch ließ die Wirklichkeit des Schulunterrichts während der beiden ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts nicht allzu viel von den neuen Erkenntnissen verspüren. Als allgemeine Lehraufgabe enthält der Lehrplan für den Zeichenunterricht in der preußischen Volksschule von 1901 nur den lapidaren Satz: „Der Zeichenunterricht soll die Schüler befähigen, die Natur und die Gegenstände ihrer Umgebung nach Form und Farbe zu beobachten und das Beobachtete einfach und klar darzustellen.“ Nicht viel anders klingt es aus den Lehrplänen für die höheren Schulen, die im gleichen Jahr verordnet wurden: „Lehraufgabe des verbindlichen Zeichnens ist die Ausbildung im Sehen von Formen und Farben und im Darstellen einfacher Gegenstände.“

Wie weit, nach allem was vorausgegangen war, für diese einseitige Zielsetzung der in der offiziellen Kunst vorherrschende Akademismus, der als

bloße Naturnachahmung mißverstandene Impressionismus oder purer Pragmatismus naturwissenschaftlicher Prägung verantwortlich zu machen sind, soll hier nicht untersucht werden. Erst in den berühmten zwanziger Jahren kommen die Quellströme zum Fließen. G. F. Hartlaubs bewundernswertes Buch „Der Genius im Kinde“ (Breslau, 1921) greift noch einmal den ganzen Fragenkomplex des psychologisch=ästhetisch=pädagogischen Bereichs auf und fordert, daß „die schöpferischen Uranlagen des Kindes aufgeweckt, bewahrt und in entsprechender Steigerung möglichst in das gereifte Alter hinübergetragen werden“. Die preußischen „Richtlinien für den Zeichen- und Kunstunterricht“ (1925) des Ministerialrats Richert bringen eine Reihe von Formulierungen, die als Ausgangspunkt und Ziel für die kunsterzieherische Arbeit in der Schule bedeutungsvoll sind. „Nicht das Technische steht zur Frage, sondern das Kunsterzieherische“, heißt es darin gleich zu Anfang, und in der Bildung des „Willens zur Form“ und der Erweckung des „Gefühls für Form“ liegt dessen Ziel.

Der Begriff der „Bildnerischen Gestaltung“ tritt in den Vordergrund; deren Urteilskriterien heißen „Phantasie“, „Erlebnis“, „Ausdruck“ und „schöpferisch“. Gleichzeitig mit dieser Verlagerung ins Subjektive und Intuitive erfährt die Kunsterziehung auch eine großzügige Erweiterung über das bisherige Zeichnen hinaus durch Malen, graphische Techniken, körper- und raumhaftes Formen und Bauen, Schriftschreiben und Kunstbetrachtungsübungen. Aus der Arbeitsschulidee wird der von Kerschensteiner vertretene Bildungswert der Werkarbeit akzeptiert und der Begriff der „Kunst- und Werkerziehung“ als Einheit in die neuen Prüfungsordnungen und Lehrpläne aufgenommen. Die „Theorie der Bildenden Kunst“ von Gustav Britsch (München 1926), von den Erkenntnissen Konrad Fiedlers ausgehend, erweitert die Fundamente durch die Darstellung psychologisch=anthropologischer Probleme und eines geschlossenen Entwicklungsstufensystems, mit dessen Hilfe es möglich sein sollte, den jeder Altersstufe adäquaten zeichnerisch=formalen Ausdruck festzustellen, was freilich in der Dogmatik fanatischer Methodiker allzuoft zu einer öden Uniformierung führt.

In dem vorherrschenden Glauben an ein biogenetisches Grundgesetz, das der zeichnerischen Entwicklung des Kindes zugrunde liegen sollte, spielt der Einschnitt der Pubertät eine bedeutende Rolle, weil man der Überzeugung ist, daß hier der Jugendliche aus der Sphäre des Phantasieerlebens und des Schöpferischen herausgerissen würde und von nun an nur noch der nüchternen Welt des Objektiven und Sachlichen konfrontiert, d. h. in der zeichnerischen Wiedergabe des in der Natur Gesehenen geübt werden sollte. Wie sehr eine solche wissenschaftlich völlig unhaltbare Ansicht verhängnisvoll sein kann, zeigen nicht nur zahlreiche Folgerungen in der öffentlichen Publizistik, sondern auch die vielfachen Versuche, amtlicherseits den Unterricht ab Mittelstufe zu kürzen bzw. ganz wegfällen zu lassen.

Die allgemeine Richtungslosigkeit auf dem Gebiet der Kunsterziehung nach dem Zusammenbruch 1945 manifestiert sich in den Bildungsplänen der Bundesländer, die wie etwa in Nordrhein=Westfalen fordern, „daß alle Richtungen der Kunsterziehung für den Unterricht fruchtbar gemacht werden“ sollen, weil das „außerordentlich differenzierte Weltgefühl der Gegenwart“ das begründet erscheinen lasse. Die Methodik der zwanziger

Jahre, deren Nomenklatur sie wörtlich übernehmen, verbreitern sie um weitere Aufgabengebiete, wie etwa die Gestaltungslehre, die einst vom Dessauer Bauhaus ausgegangen war, die Umweltgestaltung, wie sie im Deutschen Werkbund gefordert und in der industriellen Formgebung Verwirklichung gefunden hatte, die Schulfotografie, das bauende Werken und noch manche andere, von der speziellen Neigung des einzelnen Erziehers ausgesucht und mit viel Enthusiasmus gefördert.

Dieser immer umfangreicher gewordene Aufgabenbereich, amtlicherseits durch die Bildungspläne sanktioniert, tritt naturgemäß sehr bald mit der Zug um Zug sich verringernden Stundenzahl in einen unauflösbaren Konflikt. Die heutige Situation der Kunsterziehung, besonders an den höheren Schulen, ist in erster Linie durch diese Tatsache gekennzeichnet. Daß dieser Gegensatz manche Ausfälle zeitigte, die hier und da schon zu heftiger Kritik an der heutigen Kunsterziehung führten, ist durchaus verständlich. Wie aber soll dieses Fach die ihm gestellten Aufgaben alle erfüllen, wenn man ihm nicht die Zeit und die „Muße“ gewährt, die dafür unumgänglich notwendig sind?

Aus solchen Ausfällen aber gar zu schließen, in den mittleren und oberen Klassen der Gymnasien, von den Einrichtungen des zweiten Bildungsweges und der Berufsschule ganz zu schweigen, lohne sich eine differenzierende und intensivierende Schulung der gestaltenden und formenschaffenden Kräfte und der Erlebnisfähigkeit von Formen und Farben und der mit ihnen verbundenen Gefühle nicht mehr, ist ein Verkennen der dringend notwendigen, durch die Kunsterziehung zu bewirkenden visuellen Erziehung. Deren Aufgabe ist nach Portmann (a. a. O.) „um so größer, als ja heute der Sinn des Visuellen durchaus nicht einfach brachliegt, sondern regelrecht verwildert sich in allen Richtungen seine Nahrung sucht. Die Sprache der Formen und Farben wird heute in unverantwortlicher Weise mißbraucht zur Bildung eines neuen Analphabetentums, ... die Reizschwemme der Bilder-Zeitschriften ist heute im Begriff, den Kreis der visuellen Ignoranten und Abgestumpften gewaltig zu erweitern.“

Freilich wird es unumgänglich sein, daß die Kunsterziehung heute, ebenso wie andere Fächer, Ausgangspunkt, Wege und Ziel überdenkt. Trotz der ohne Zweifel vorhandenen Vielschichtigkeit der methodisch-didaktischen Fragen, der offensichtlichen Relativität kunstpädagogischen Tuns und seiner Definitionen zwingt die heutige Situation Behörden und Fachverbände zur Lösung der Aufgabe, für alle Schularten gemeinsam eine verbindliche kunsterzieherische Grundkonzeption zu schaffen und zu erörtern, die den pädagogischen Vollzug der Willkür und Eigenwilligkeit des einzelnen entzieht und aus der optimale oder Mindestforderungen zu erkennen sind, auf denen jede weiterführende Schule aufbauen kann und deren heute üblich gewordene Kritik an vorhergegangener Ausbildung beseitigt.

Gleichzeitig sollte seitens der Behörden der sich aus solcher Grundkonzeption ergebende Zeit- und Mittelbedarf unter der unabänderlichen Voraussetzung sichergestellt werden, daß in allen Schulen und in allen Klassen *die bildnerische Aktivität der stärkste und wichtigste Bildungsfaktor der Kunsterziehung* ist. Mit der Strukturanalyse der kunsterzieherischen Aufgabe an den allgemeinbildenden Schulen ergibt sich ebenso vordringlich die Forderung nach einer Grundkonzeption der Ausbildung aller in Frage kommenden Lehrkräfte, denen dadurch nichts von ihrer Verantwortlichkeit

abgenommen, sondern statt fertiger Rezepte die Grundlage, Möglichkeit und Richtung brauchbarer Lösungen geboten wird. Innerhalb der hier vorgeschlagenen Überlegungen wird neben anderem das traditionelle Stufenschema von „schöpferischer Gestaltung“ zum „Naturzeichnen“ ebenso revidiert werden müssen wie die noch immer übliche Berufung auf ein biogenetisches Grundgesetz, in dessen dogmatischen Naturalismus durch die wissenschaftlichen Erkenntnisse unserer Zeit starke Einbrüche erfolgt sind. Die verschiedenen Orts allzu betonte Unterordnung des kunstpädagogischen Vollzugs unter die in dauerndem Wechsel befindlichen Aspekte des zeitgenössischen Kunstschaffens darf hier keinesfalls zu billigen Taschenbuchausgaben des dort üblichen verzweifelnden Suchens nach dem „Stil unserer Zeit“ führen. Dafür wird es für die Kunsterziehung von wesentlicher Bedeutung sein, aus dem Wandel der pädagogischen Haltungen und dem der verschiedenen Kunstauffassungen, ihren Vor- und Nachteilen, konstante Werte freizulegen, die als Ordnungsprinzipien und Gesetzmäßigkeiten der Formschulung, der Formzusammenhänge und der Formwirkungen nicht in Gestalt einer esoterischen Geheimlehre oder eines formalistischen Dogmas, sondern in diskursiv mitteilbarer Form *Kunsterziehung* ermöglichen; Erziehung als „Schulung“ im Sinne eines intensiven, schrittweisen Lernens, das von Schüler und Lehrer gleichermaßen strengste Disziplinierung der Arbeit verlangt. Arbeit, die bei jeder Aufgabe, bei jeder Technik und bei jedem Material, um mit Theodor Litt zu sprechen, „nicht das freie Ausströmen und lustvolle Gestalten der sich selbst genießenden und darstellenden Subjektivität, sondern die grimmig-ernste Bezwingung härtester Widerstände“ sein muß.

Neben dem Bestreben, den Schüler durch eigenes formendes Tun zu erziehen und werthalt zu steigern, liegt der Kunsterziehung die Auffassung zugrunde, daß das geschaffene Kunstwerk als wesentlicher Bestandteil der Kultur auf den Menschen ebenfalls in ganz bestimmter Weise wertsteigernd zu wirken vermag. Wie sich diese Wirkung im einzelnen vollzieht, bedarf noch einer eingehenden Untersuchung des Verstehens und Erlebens von psychologischer und pädagogischer Seite her. Dessen ungeachtet, tut auch hier ernsthafte Besinnung not, damit in der ohnehin nicht ausreichenden Zeit weder simplifizierte Klavierauszüge kunstgeschichtlicher Partituren, noch ein selbstgefälliger Gebrauch meist einseitiger Urteile vermittelt werden, die, mögen sie noch so schön klingen, im Grunde nur über ein verlorenes absolutes Wertbewußtsein hinwegtäuschen.

Daß dem Schüler dazu verholfen werde und damit im Kerschensteinerschen Sinne zur „Liebe zum jeweils objektiv höheren Werte“, um damit „den Sieg über die anderen Neigungen“ davonzutragen, ist für die Kunsterziehung jederzeit und überall eine Aufgabe, deren Verantwortung sie sich auch in einer noch so rationalisierten Zukunft und einem noch so konformierenden Kulturbetrieb nicht entziehen kann und will. Zugleich ist diese Aufgabe eine Forderung nach dem zu ihrer Erfüllung notwendigen schulischen Raum und der genügenden Zeit.

Darüber hinaus aber bleibt sie eine eindringliche Warnung, der der unlängst verstorbene Frankfurter Professor Dr. H. Weinstock auf dem Kunsterzieherkongreß in Basel 1958⁵⁾ Ausdruck verlieh, indem er ausführte: „Eine Menschheit, der an der Erhaltung nicht nur, sondern der immer neuen Belebung und Stärkung jener Produktivität (der schöpferischen Ein-

bildungskraft) liegt, von der ihre Existenz in jeder Hinsicht abhängt, kann also den humanisierenden Segen von Kunsterziehung gar nicht überschätzen und gar nicht genug zur Förderung dieser Aufgabe tun, die mithin jedem Jugendbildner, nicht nur dem Kunsterzieher im engeren Sinne, eine Herzenssache sein müßte“. Die von ihm darauf gestellte Frage wird aber von jedem Kunsterzieher immer wieder erneut gestellt werden: „Wenn es denn nun aber so sonnenklar ist, daß Menschenbildung, Jugendbildung insbesondere, ihre allerkräftigste Hilfe in der Kunsterziehung findet, ja ohne diese überhaupt nicht Bildung im wahren und ganzen Sinne sein kann, warum bedurfte es dann erst einer Kampfbewegung für eine so klare, gute, notwendige Sache?“

Anmerkungen:

- 1) Otto Haase, *Musisches Leben*, 1951, Schroedel Verlag, Hannover.
- 2) A. Portmann, *Anlage und Entfaltung des Visuellen als Bildungsproblem*, FEA-Kongreßbericht 1958, Maier-Ravensburg.
- 3) Joseph Schmid, *Die Elemente des Zeichnens nach Pestalozzischen Grundsätzen*, Bern, 1809. Peter Schmid, *Das Naturzeichnen für den Schul- und Selbstunterricht*, Berlin 1833.
- 4) Friedrich Fröbel, *Gesammelte pädagogische Schriften*, Berlin, 1862.
- 5) W. Weinstock, *Die Notwendigkeit musischer Erziehung*. FEA-Kongreßbericht 1958, Maier-Ravensburg.

DER SCHATTEN

VON ALFRED PETTO

Sie zog die Schuhe von den Füßen und schlich sich auf den Strümpfen in ihr Zimmer hinauf. Nötig wäre das nicht gewesen, wie sie feststellte, als sie am Garderobenständer im zweiten Stock vorüberhuschte. Mantel und Hut ihres Vormunds hingen nicht da, wie sonst. Broß war also weggegangen. Donnerstag, fiel ihr ein, donnerstags war seine Abonnementvorstellung im Theater. Die Angst fiel von ihr ab, und schon schlüpfte ihr in Gedanken die Lüge vom Mund. „Natürlich war ich zu Hause, Broß – wie jeden Abend“, würde sie morgen sagen, wenn Broß sie danach fragte. Aber die Unruhe war noch so stark in ihr, daß sie sich gleich zum Schlafen legte. Sie wagte nicht einmal die Lampe anzuzünden. Jetzt war es elf vorbei. Broß konnte jeden Augenblick kommen. Gewöhnlich ging er nach der Vorstellung gleich nach Hause, ohne noch mit Freunden oder Bekannten, deren er unvorstellbar viele hatte, irgendwo einzukehren. Pedant, dachte sie. Spätestens um neun lag er sonst zu Bett. Morgen würde er wieder die zwei Stunden entgangenen Schlags bedauern und über Kopfschmerzen klagen. Daß sie ausgerechnet an einen solchen Schulfuchs von Vormund geraten mußte!

Sie lag noch eine Weile da, den Blick auf das Aquarell gegenüber an der Wand gerichtet, das im Widerschein der Straßenlampe hing. Auf dem Bild war der Fluß zu sehen, wie ein Säbel geschwungen, vorne lagen Schiffe am Ufer, links zog sich die Anlage hin mit den flachgeschnittenen Kronen der Ahornbäume, die sich am Leinpfad aufrehten und wie eine Kolonne in den rauchverdunkelten Horizont marschierten. Noch vor ein paar Stunden war sie mit Hatto unter diesen Bäumen durchgegangen. Sie waren den häufigen Bogen und Schlingungen des Flusses gefolgt, danach waren sie zur Fähre gekommen, schon sehr weit draußen, außerhalb der

Stadt, wo sie kaum einem Menschen begegnet waren, und dann waren sie auf dem nächsten Weg in den Wald gegangen. Obwohl sie solche Spaziergänge ins Freie gar nicht schätzte, schon wegen der unebenen, schmutzigen Wege, auf denen ihr die Füße in den hochhackigen Schuhen schmerzten, war sie doch ohne Widerspruch mit ihm gegangen. Sie hatte die Tücken der Wege und Pfade kaum empfunden. Aber jetzt, im Liegen, spürte sie einen brennenden Schmerz in den Füßen und Waden, und plötzlich fiel ihr ein, wie beschmutzt ihre Schuhe waren und daß sie sie, wollte sie sich nicht selbst verraten, am besten auf der Stelle säubern oder in den Schrank wegschließen mußte, damit die Hausgehilfin sie nicht fand, diese verräterische Schnüfflerin, deren Luchsaugen nichts entging.

„Nanu“, würde die morgen mit Gewißheit zu ihr sagen, daß Broß es hören konnte, „wo sind Sie denn gestern gewesen, Fräulein Clivia? Sie haben ja den halben Wald an Ihren Schuhen hängen.“

Clivia stand auf, wusch die Schuhe am Waschbecken; richtig, an dem einen Absatz klebte noch ein welkes Blatt. Wie gut, lobte sie sich, daß mir das eingefallen ist. Sorgfältig entfernte sie alle verräterischen Zeichen von den Schuhen, stopfte die Schuhe mit Zeitungspapier aus und stellte sie an den Heizkörper zum Trocknen. Mein Gott, dachte sie verärgert, nun fange ich allmählich auch schon an, so ein lächerlicher Pedant wie Broß zu werden. Wo hätte ich früher so was getan! Aber eigentlich tue ich's ja nicht aus dem Bedürfnis nach Ordnung und Reinlichkeit, sondern aus Angst. Ich habe Angst. Ich habe ständig Angst vor meinem Vormund. Furchtbar, daß ich einem solchen Menschen ausgeliefert bin, der mir wie ein Schatten folgt, wohin ich gehe.

Sie kroch wieder unter die Decke, die Augen fielen ihr zu. Wohligh kuschelte sie sich ein, aber dann – sie wußte nicht, hatte sie geschlafen oder nicht –, war sie auf einen Schlag wieder hellwach. Sie lag auf dem Rücken und schaute mit offenen Augen ins Dunkel. Und wieder mußte sie den Blick auf das Bild gegenüber richten. Draußen war die Lampe erloschen, und die Bäume auf dem Bild waren jetzt nur mehr ein undeutlicher schwarzer Streifen. Sie knipste die Lampe an, und das Zimmer war in das träumerische weiche Orangelicht getaucht, das die Lampe ausstrahlte. Sie blickte auf ihre Armbanduhr. Bald zwölf. Und jetzt hörte sie auf der Straße einen Schritt. Dem Klang nach konnte es Broß sein. Sie langte nach dem Knopf ihrer Lampe und knipste das Licht wieder aus. Aber der Schritt ging am Haus vorüber und verlor sich in der Nacht. Broß war bestimmt schon wieder zurück. Wahrscheinlich war sie doch vorher eingeknickt und hatte ihn nicht gehört. Broß pflegte immer sehr leise ins Haus zu kommen, und auch im Haus bewegte er sich nie laut, sondern unhörbar, geräuschlos, so daß man nie sagen konnte, wo er im Augenblick war. Niemals und nirgends war man sicher vor diesem Mann. Nur hinter der verschlossenen Tür.

Habe ich die Tür abgeschlossen, fiel ihr plötzlich ein. Und wieder schob sie sich aus dem Bett, hüpfte auf den Fußspitzen zur Tür, probierte, ob der Schlüssel umgedreht war. Natürlich war er das. Die Tür war abgeschlossen. Das hatte sie seit geraumer Zeit sozusagen im Griff, seit Broß einmal ganz unverhofft vor ihrer Tür erschienen war, um nachzusehen, ob sie in ihrem Zimmer sei. Er hatte zwar angeklopft, wie sich das gehörte, nein, so unkorrekt wäre er nie gewesen, ohne anzuklopfen hereinzukommen, um sie

zu kontrollieren, aber schon das Pochen an die Tür hatte sie erstarren lassen. Sie konnte förmlich den harten Finger seiner Hand sehen, mit dem er anklopfte, und dieser knöcherne Zeigefinger war gewissermaßen der ganze Mensch Broß. An diesem Pochen hätte jeder, der Broß nicht von Ansehen kannte, seine ganze Erscheinung erraten können: das hagere, strenge Gesicht mit der stark vorspringenden Nase, den schmalen Lippen, dem steinernen Blick seiner kleinen tiefliegenden Augen unter den starken, bürstenförmigen schwarzen Brauen.

Ich glaube, fühlte sie mit einmal, das halte ich keine drei Jahre aus. Drei Jahre noch bis zu meiner Volljährigkeit, drei Jahre Unbehagen, Beklommenheit, Unfreiheit, Angst, bis ich diesen Schatten los bin, bis ich tun und lassen kann, was ich will; drei Jahre in diesem Käfig, nein, das schaffe ich nicht. Eher laufe ich weg. Eher brenne ich eines Tages durch. Einerlei, wie's ausgehen mag. Broß raubt mir meine Jugend, meine schönsten Jahre, meine Lebensfreude, meine Zukunft. Solange ich in seinen Klauen bin, werde ich nie einen Mann kennenlernen. Er wird gegen jeden sein, der sich mir nähert. Jeden wird er wegzagen oder wegkegeln. Und das nur, weil er . . . Vor ein paar Wochen habe ich das noch nicht gewußt, als ich noch nicht bei ihm im Hause wohnte. Bis da hatte ich immer geglaubt, er handele so, weil er sein Amt als Vormund, das er nur aus Pietät meinem Vater gegenüber übernommen hatte, besonders ernstnähme, weil er keine Erfahrung mit jungen Menschen hat, besonders mit einem jungen Mädchen wie mir, weil man ihm eines Tages nicht nachsagen sollte, er habe es an der erforderlichen Gewissenhaftigkeit und Aufsicht fehlen lassen . . . Aber jetzt weiß ich es besser. Ich bin für ihn gleichsam der goldene Schatz, den er eifersüchtig im Gefängnis seiner verschrobenen Liebe eingesperrt hält. Ich bin der Vogel, den er im Käfig hütet. Aber eines Tages fliege ich weg. Eines Tages fliege ich mit Hatto weg.

Sie sah sich wieder mit Hatto unter den Bäumen durch die Anlagen gehen. „O ja“, hatte er an dieser Stelle gesagt, „früher war ich ein ausgesprochen froher Mensch. Aber jetzt —“ Er hatte den Satz nicht vollendet, sondern nur eine Geste mit der Hand gemacht wie: „Jetzt ist es aus damit. Aber reden wir nicht davon.“ Und doch fügte er nach einer Pause des Schweigens hinzu: „Die zwei Jahre hätten mich beinahe ganz kaputt gemacht.“ Sie verstand, was er mit den zwei Jahren meinte. Aus verschiedenen Andeutungen hatte sie von ihm erfahren, daß er zwei Jahre drüben im Zuchthaus gesessen hatte, in der Zone. Angeblich wegen Boykotthetze, wie man das nannte. Die Tatsache hatte sie aber nicht im geringsten betroffen. Nein, im Gegenteil, in dieser Strafe und in all dem, was sie ihm gebracht hatte, hatte sie nur eine Auszeichnung gesehen. Er war so etwas wie ein Held. Er hatte eine furchtbare Zeit durchgehalten wie ein Mann. Er war männlich, kühn, verwegen. Gerne hätte sie Einzelheiten von ihm gehört, aber der verschlossene Zug in seinem Gesicht verbot ihr, ihn auszufragen. Und auch das war ein Zeichen dafür, daß er ein Mann war, der sich nicht brüstete. Wirkliche Helden waren schweigsam und stolz. Er war, wie sie gestern in ihr Tagebuch geschrieben hatte, „ungemein männlich.“ Wie albern dagegen die andern jungen Männer, die sie kannte, wie selbstgefällig, verblasen, geschwätzig und feige. Sie war sehr stolz auf ihn. Sie war stolz darauf, daß sie ihm sympathisch war und daß er sie für wert hielt, seine Freundin zu sein.

Heute nachmittag, als sie das Büro ihres Vormundes verließ, hatte er wieder draußen am Tor gestanden und sie abgeholt. Er hatte, wie er sagte, den ganzen Tag gepaukt, zur Vorlesung war er heute ausnahmsweise mal nicht gegangen. Aber jetzt brummte ihm der Schädel, und er wollte ein wenig an die frische Luft. Mit ihr. Zu zweit war es unterhaltsamer. Und ohne Schmeichelei: mit einem Mädchen wie ihr war es doppelt angenehm. Jawohl, Ehrenwort! Da brauche sie nicht zu lachen. Gäbe ja so wenig junge Mädchen, mit denen man sich über ernste Dinge unterhalten könne. „Kommen Sie!“ sagte er nach dieser Einleitung und faßte sie entschlossen bei der Hand. „Ein Stündchen müssen Sie Zeit für mich übrighaben, Cliv.“ Eigentlich sollte sie gleich nach Büroschluß nach Hause kommen. Jedenfalls hatte Broß ihr das strikte anbefohlen. Aber eine Stunde früher oder später... Und schließlich war Broß ja nur ihr Vormund. Und verdammt, hatte sie nicht auch das Recht, ein bißchen frische Luft zu schnappen nach den acht Stunden im Büro? „Also gehen wir, Cliv!“ Er lächelte sie an, so bezwingend, daß sie alles vergaß.

Cliv – hatte er sie genannt. Wie nett sich das anhörte! Auf den Gedanken, ihren etwas altmodischen Namen derart zu modernisieren, war sie selber gar nicht gekommen.

„Wenn man den ganzen Tag im überheizten Büro gesessen hat“, sagte sie, während sie in die Anlage gingen, „ist man froh, ein bißchen an die frische Luft zu kommen.“

„Na also“, stellte er fest. Er hielt sie fest an der Hand.

„Aber eigentlich müßte ich ja nach Hause“, meinte sie, noch immer unter dem Druck des streng Verbotenen, das sie da tat. „Broß hat mir gesagt ich müßte gleich nach Büroschluß heimkommen.“

„Broß? Wer ist das?“

„Mein Vormund. Ich habe keine Eltern mehr. Daher. Ich nenne ihn nur Broß. Eine Abkürzung für Ambrosius. So heißt er nämlich mit Vornamen.“

„Ambrosius“, wiederholte er und verzog den Mund. „Und mit seinem Familiennamen?“

„Dr. Schlecht.“

„Huii“, pfiff er. „Schlecht wie schlecht. Ist er auch so?“

„Das ist nur so sein Name. Schlecht kommt von schlicht, das hat er nur schon ein paarmal gesagt. Er sagt es öfters, wenn er seinen Namen nennt. Immer wieder.“ Sie äffte ihn nach: „Sie wissen doch, daß schlecht von schlicht kommt? Zum Beispiel: schlechterdings, recht und schlecht und so weiter.“

„Verstehe“, nickte Hanno wissend. „Der Name macht ihm ein schlechtes Gewissen. Aber er ist nicht so? Oder?“

„Was weiß ich“, erwiderte sie. „Auf alle Fälle tut er nie etwas Unkorrektes oder dergleichen. Natürlich geht er mir furchtbar auf die Nerven mit seiner Tüftligkeit. Typischer Junggeselle. Ich finde ihn einfach komisch.“ Unterdessen waren sie ans andere Ufer gekommen, und wie selbstverständlich schlug Hanno den Weg ein, der zum Stadtwald hoch führte. Rechts war jetzt das große Stadion mit seiner roten Spielfläche, den Fußballtoren, den Übungsmauern und den Zuschauerterrassen. Linkerhand verlief ein Ödfeld in Richtung noch unverputzter Neubauten. Aus den Unterkünften kamen Spieler gelaufen im Trainingsdreß. Sie trieben einen

Fußball vor sich her und begannen sich im Torschießen zu üben. Clivia wollte stehen bleiben, um ihnen zuzuschauen, aber Hatto zog sie weiter, und sie folgte ihm. Offenbar lag ihm nichts am Sport.

Nun war es schon ziemlich dunkel. Die Flutlichter an den hohen Masten des Spielfelds flammten auf, und das Natriumlicht strömte aus den Lichtkästen und tauchte alles in ein fahles, kränkliches Gelb, so daß der schwarz mit tieftreibenden Wolken verhangene Himmel darüber im Widerschein des gelben Lichts tiefblau zu leuchten begann. Die Gesichter der Spieler waren von einer leichenhaften Blässe, mit einem Unterton von Blau, das die Schatten in den Falten und Vertiefungen der Gesichter verstärkte und die Umrisse des Schädels heraustreten ließ, wie an einem Totenkopf.

„Ein widerliches Licht“, bemerkte Hatto. „Wie aus dem Wasser gezogen alles.“

Sie blickte ihn an, und seine dunklen Augen, die er auf sie gerichtet hatte, erinnerten sie an die weiß blitzenden Augäpfel von Schauspielern ganz vorne an der Rampe, wenn man in der ersten Reihe unten im Parkett saß und zu ihnen hochblickte.

„Du siehst aus, als wärest du krank, Hatto“, sagte sie.

„Jaja, du auch. Wie frisch aus dem Operationssaal.“

Sie mußte lachen. „Das habe ich aber noch nie gesehen.“

„Nein?“

Sie hatte es wirklich noch nie gesehen. Überhaupt, wenn sie mit Hatto sprach, mußte sie erfahren, daß sie im großen und ganzen ziemlich arm war an Wissen und an Kenntnis der Welt. Er gebrauchte mitunter Vergleiche und Ausdrücke, die so eigen waren, daß sie ihr gar nichts sagten, sondern seine Gedanken nur noch mehr verschleierten, anstatt sie ihr deutlicher zu machen. Aber vielleicht lag das daran, daß er schon so viel erlebt, und daran, daß er diese zwei Jahre hinter Zuchthausmauern verbracht hatte. Zudem war er schließlich sechs Jahre älter als sie. Was hatte sie denn bis jetzt von der Welt gesehen? Bis zum Tod ihrer Mutter, vor fünf Jahren, nur Elternhaus, Schule, die Stadt hier; die nächsten vier Jahre im Internat im Schwarzwald; und jetzt, das eine Jahr nach dem Tod ihres Vaters, eingesperrt in Haus und Büro, bewacht von einem eifersüchtigen Vormund.

„Wenn man nicht wüßte, wie hübsch du bist, Cliv“, sagte er und betrachtete ihr Gesicht, „könnte man meinen, du . . . Ach Quatsch“, unterbrach er sich, „hören wir auf mit dem blöden Licht. Jedenfalls bist du ausgesprochen hübsch, Cliv. Das weißt du doch? Das braucht man dir doch nicht erst zu sagen. Hat dir das schon mal jemand gesagt?“

„Och“, machte sie nur und blickte weg.

„Das hat dir doch bestimmt schon jemand gesagt“, behauptete er.

„Wer denn?“ fragte sie verlegen.

Er näherte sein Gesicht dem ihren, sie fühlte seinen Atem auf ihrer Schläfe, und seine Lippen streichelten über ihre Wange.

„Wirklich noch niemand?“ fragte er.

„Nein, bestimmt nicht“, versicherte sie und wich zurück.

„Bin ich wirklich der erste, Cliv?“ fragte er nahe ihrem Mund.

Sie nickte, ohne ihn anzusehen. „Naja, das ist ja erfreulich“, stellte er geschmeichelt fest. „Ich habe ja auch noch kein Mädchen gekannt. Ernst-“

lich nicht, Cliv! Und vor allem keins wie dich. Ehrenwort! Wenn du daran denkst, wo ich die schönsten Jahre meiner Jugend verbracht habe, wirst du mir das glauben.“

Sie nickte wieder nur. Und dann sagte sie: „Es wäre ja auch kein Verbrechen, wenn du ein Mädchen gekannt hättest, Hatto.“

„Du mußt mich richtig verstehen, wenn ich sage: gekannt. Ich meine natürlich was andres damit. Etwas, was mehr ist. Verstehst du mich jetzt, Cliv?“

Der Weg stieg den Hang hinauf, zwischen Obstgärten und den unfertigen Rohbauten von kleinen modernen Villen. Auf der Höhe kamen sie in den Wald. Hatto hielt die Hand in der Beuge ihres Armes, und hin und wieder griff seine Hand ins Fleisch ihres Armes. Unterhalb der Villen ging der Weg von der Straße ab, sie kamen über eine unbewachsene Fläche zwischen halbhohen Fichten, durch deren Äste ein dickes Kabel zu dem Neubau des großen Schwimmbads auf der Höhe verlief. In den Baubaracken brannte Licht, und sie hörten die Italiener laut miteinander reden. Ihre Unterhaltungen hatten das Ungebärdige, Explosive von Zänkereien. Irgendeiner sang theatralisch. Ein junges blondes Mädchen in Hosen trat aus der Tür heraus, ein kleiner, schwarzhaariger Italiener folgte ihr, und Arm in Arm gingen sie vorüber, während sie sich in einem belustigenden Kauderwelsch von Mundart und Italienisch unterhielten. Weit unten hinter den aufragenden Fichten rührte die Stadt.

„Setzen wir uns!“ schlug Hatto vor, als sie zu der Bank unter der Buche kamen.

Er steckte sich eine Zigarette an, legte den Arm um sie, und unvermittelt fragte er: „Was würde denn dein Broß dazu sagen?“

„Um Himmels willen“, seufzte sie.

„Daß du einen Freund hast, paßt ihm sicher nicht.“

„Bestimmt nicht. Ich darf gar nicht daran denken.“

„Immerhin bist du jetzt achtzehn, Cliv.“

Zorn erfaßte sie plötzlich, als sie daran dachte, wie sie von Broß unter Aufsicht und von allem Vergnügen ferngehalten wurde. „Aber ich frage natürlich nichts danach. Mir ist das ganz einerlei, was er denkt. Ich bin ja nicht seine Sklavin“, sagte sie und mühte sich, sich selber Mut zu machen. „Und dann ist er ja nur mein Vormund. Mehr nicht.“

„Eben“, bestätigte er. Er sann eine Weile vor sich hin. „Aber“, gab er ihr zu bedenken, „ich finde, besser wär's schon, wenn er's wüßte.“

„Unmöglich“, widersprach sie heftig.

„Ich bin nämlich kein Freund von Heimlichkeiten“, fuhr er fort. „Ich möchte ja auch nicht, daß ich so behandelt würde, wenn ich an seiner Stelle wäre. Schließlich ist er nun mal verantwortlich für dich.“

„Naja schon.“

„Natürlich muß das nicht gleich heute oder morgen sein. Ich würde ihm glattweg sagen: Ich habe einen Freund, mit dem ich mich treffe und so. Schon aus Klugheit würde ich das tun.“

Sie fand es sympathisch an Hatto, daß er diese Meinung hatte. An und für sich war sie ja auch nicht für Schleichwege und Unwahrhaftigkeiten, und ihr Verstand sagte ihr, auf die Dauer würde sie den Zustand nicht ertragen, daß sie sich gegen Broß' Wissen und Willen mit Hatto traf. Ihr Zusammensein würde immer wieder unter diesem Schatten stehen und

sie am Ende doch mehr bedrücken und aufregen als glücklich machen. Die Angst würde sie nie verlassen, solange sie bei Hatto war, und bei ihm sein, das war ja nur möglich, wenn sie gegen das Verbot des Pünktlich-nach-Hause-Kommens verstieß. Jedesmal, jeden Nachmittag, an dem sie ihn traf. Und wenn Broß eines Tages dahinter kam – und das würde er ganz bestimmt –, dann würde sie die Hölle auf Erden haben. Weglaufen? Schön und gut. Solange Hatto noch studierte, war kein Gedanke an Flucht. Im übrigen war Hatto von diesem Plan vermutlich auch wenig erbaut.

„Hast du Angst?“ fragte er sie.

„Immer“, sagte sie.

„Du bist doch nicht mit ihm verheiratet. Für ihn bist du doch ein völlig fremder Mensch.“

„Du kennst ihn nicht. Du weißt nicht, was für ein Mensch er ist.“

„Muß doch wirklich was Außergewöhnliches sein, dein Vormund.“

Sie grunzte. „Der? In einer Art natürlich schon. Doch ja, das muß ich zugeben, in einer Art ist er ein Ausnahmemensch.“

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Komisch. Junggeselle und Vormund von einem jungen Mädchen. Ist er nicht manchmal so ein bißchen hinter dir her?“

„Wieso?“ fragte sie verwundert.

„Ja. Versucht er's nicht mal bei Gelegenheit?“

Was für eine Redeweise, empfand sie betroffen. „Was?“ fragte sie.

„Naja, dich mal ein bißchen zu drücken, so ein hübsches, gut gebautes Mädchen. Könnte ich in einer Art verstehen.“

„Da käme er aber schön bei mir an“, versicherte sie empört.

„Probiert er's denn schon mal?“

Allmählich begann sie sich über die listige Art von Fragerei zu ärgern. Wie kam Hatto überhaupt dazu, derartiges zu denken und in dieser hämischen Weise von Broß zu reden, ihn solcher Absichten oder gar Tätlichkeiten für fähig zu halten? Sie spürte das Bedürfnis, Broß zu verteidigen, nein, an so was denke er nun wirklich nicht, das wisse sie genau, er frage nichts nach Frauen, er kenne nur seine Arbeit und seinen Verlag. Aber sie wußte die Worte dazu nicht zu finden, und ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, daß sie damit die Sache nur verdächtiger machen würde in Hattos Augen. Sie sagte nur: „Du, das ist gemein von dir.“

„Gott, das war ja nur Scherz“, wich er aus. „Du mußt nicht alles gleich wörtlich nehmen, was ich sage. Ich denke eben nur, ist doch'n komisches Ding, daß ausgerechnet ein Junggeselle dein Vormund ist. Das mußt du doch zugeben.“

„Finde ich nicht“, versetzte sie. Es lag ihr jetzt ausgesprochen daran, Broß auf der ganzen Linie in Schutz zu nehmen. „Außerdem hat mein Vater das so im Testament bestimmt. Der hat schon seine Gründe dafür gehabt. Aber –“, brach sie ab, noch immer verärgert, „warum reden wir bloß immer von Broß?“

„Ja, legen wir ne andere Platte auf.“

Sie sagte aber doch: „Ich will dir aber noch etwas verraten. So übel ist er gar nicht mal. Man muß ihn nur an der richtigen Stelle packen. Wenn ich etwas von ihm will, weiß ich schon, wie ich's anstellen muß. Er ist in einer Art ein Weltmensch, in manchen Dingen absolut nicht spießig und

eng. Er ist übrigens in der halben Welt herumgereist, in der Türkei, in Tunis, in den meisten Ländern Europas und wo noch. Paris kennt er wie seine Hosentasche. Mindestens alle Vierteljahre . . . nein, das ist übertrieben, aber mindestens alle Halbjahre fährt er für vier, fünf Tage hin.“ „Kann ich mir vorstellen“, meinte er vieldeutig.

„Wieso? Was vorstellen?“

„Naja, geschäftlich natürlich, als Verleger und so.“

„Und sonst“, fuhr sie in ihrem Lob auf Broß fort, „was mein Vermögen angeht, kann ich mir bestimmt keinen besseren denken. Er macht das alles, als wäre es sein eigenes Geld. Natürlich ärgere ich mich oft, aber besser sage ich mir, als das Gegenteil, wo man immer wieder hört, daß Vormünder ihre Mündelkinder betrügen.“ Sie schwieg, dachte nach, und dann sagte sie: „Als ich das eben von der Angst sagte, habe ich ein bißchen übertrieben. Natürlich paßt er auf mich auf. Ich glaube, am liebsten würde er mich in einen Glasschrank stellen, nur daß mir nichts passiert. Das geht mir natürlich furchtbar auf die Nerven.“

„Aber Angst hast du keine vor ihm? Das sagtest du doch vorhin.“

„So ein bißchen schon. Aber warum reden wir bloß immer nur von ihm?“

„Mindestens zehn Minuten hast du jetzt von deinem Abgott geredet.“

Sie schlug sich mit der Hand auf den Mund. „Also jetzt kein Wort mehr von Broß.“

Der Wind schüttelte die kahlen Äste. Übers Tal hinweg blinkten die Lichter der Stadt. Die blasse Krümmung des Flusses verlor sich im Dunst. Aus den Hochöfen zitterten die Feuer gegen die tief hinjagenden Wolken. Überm Horizont im Westen stand eine einzelne Wolke, unwirklich weiß und leuchtend. Sie sah aus wie ein Explosionsspilz auf einem Atoll. Sie saßen, sprachen nichts. Hatto drückte die Zigarette aus, er blickte Clivia eine Weile an, und sein Arm umfaßte sie enger und enger. Als sie sich erhoben, wußte sie auch, wie das war. Sie hatte es oft genug gesehen auf Breitleinwand und in Farben. Sie erinnerte sich an den letzten Film: da war ein Zimmer mit weißen Gardinen, die sich in der Nachtluft blähten. Von draußen schnarrte der Ruf eines Nachtvogels. Das Wehr rauschte, und zwei Menschen hielten sich umschlungen. Sie sah die halbgeöffneten Augen der Frau, auf ihrem Rücken die ins Fleisch gekrallete Hand des Mannes. Nun hatte sie das auch erfahren. Sie kam sich reif und erwachsen vor, begehrt und in Besitz genommen.

„Cliv“, hatte er ihr zugeflüstert, als sie sich später in den Straßen trennten, „weißt du, daß du mich sehr glücklich machst?“

Das also war heute geschehen, und es würde sicher noch öfters sein. Morgen, wenn sie Hatto traf, würde es wieder sein, und übermorgen und immer wieder.

„Ich liebe Hatto“, so hatte sie vor ein paar Tagen in ihr Tagebuch geschrieben. Und morgen würde sie hineinschreiben: „Er ist so ungewöhnlich, so toll männlich, so rücksichtslos bisweilen. Aber ich mag brutale Männer. Manchmal erinnert er mich an den Filmschauspieler van E., in den ich einmal wahnsinnig verliebt war. Aber was wird Broß dazu sagen? Mir ist furchtbar bange vor dem Tag. Nein, mir ist nicht bange davor, daß Broß eines Tages dahinter kommt. Ich will ihm trotzen. Er hat kein Recht, mir das zu verbieten. Ich werde um Hatto kämpfen, mag kommen, was will. Das bin ich Hatto und seiner Liebe schuldig. Nach

allem, was er im Zuchthaus gelitten hat, kann er von mir verlangen, daß ich tapfer bin und mich gegen . . .“

Plötzlich rissen die Sätze ab in ihrem Kopf. Sie machte beide Ohren frei und horchte. Unten knirschte die Haustür in den Angeln. Das war Broß. So spät war er noch nie nach Haus gekommen. Ihrer Schätzung nach war es bald zwei. Sie hörte ihn die Treppe heraufsteigen, lauter als sonst, und jetzt stieß er gegen irgend einen Gegenstand an. „Bums!“ hörte sie ihn sagen. Ganz deutlich hörte sie das. Danach vernahm sie seine Schritte in der Küche, das Knacken des Kühlschranks, den er öffnete; wahrscheinlich um nachzusehen, was es noch zu schmausen gab. Alles das war so völlig neu und ungewohnt an Broß. Und nun war er drüben im Wohnzimmer. Plötzlich eine Frauenstimme, die mit voller Lautstärke ein paar Worte in die Nacht und Stille hineinsprach. Drauf wurde die Stimme jäh abgewürgt. Broß, Broß, du bist betrunken, du hast das Radio aufgedreht, aber verkehrt. „Broß und beschwipst, – wo hat es das jemals gegeben, Broß?“ sprach Clivia kopfschüttelnd vor sich hin. Sie lächelte. „Siehst du, Broß“, sagte sie leise ins Dunkel, „siehst du, jetzt weiß ich, wer du bist.“ Sie setzte sich auf, um besser zu hören. Aber unten blieb alles still. Broß lag jetzt wohl schon im Bett und schnaufte. Ober er sich wohl noch hatte ausziehen können, dachte sie. Alles still. Sie legte sich wieder hin, und sie vernahm das Pochen ihres Blutes im Ohr. „Er ist auch nur ein Mensch“, wiederholte sie sich in Gedanken ein paarmal. Und sie fühlte, wie der Schatten sich von ihr löste. (Aus einem Romanmanuskript.)

ALBERT WEISGERBER

VON MATTHIAS SCHRECKLINGER

Ein Maler zwischen Tradition und Revolution

Hierzu Abb.
vor dem Titel

Ende des Jahres 1913 stellte der russische Maler Kasimir Malewitsch in Moskau ein Bild aus, das nichts zeigte als ein schwarzes Quadrat auf weißem Grund. Es war der Beginn einer Richtung in der modernen Kunst, die man unter dem Stichwort „Suprematismus“ eingeordnet hat; Malewitsch selbst nannte seine Malerei „L'art suprême“, höchste Kunst, und er hat ihre theoretische Begründung formuliert:

„Die viereckige Bildfläche bezeichnet den Ausgangspunkt des Suprematismus. Eine neue Wirklichkeit der Farbe, begriffen als ungegenständliche Bildschöpfung. Die Formen des Suprematismus haben gleiches Leben wie die lebendigen Formen der Natur. Das ist ein neuer bildnerischer Realismus, rein bildnerisch, weil die Wirklichkeit von Bergen, Himmel und Wasser fehlt. Jede wirkliche Form ist eine Welt, und jede reine Bildfläche ist lebendiger als ein gezeichnetes oder gemaltes Gesicht, aus dem ein paar Augen und ein Lächeln starren.“

Als Malewitsch sein schwarzes Quadrat konstruierte, malte in München der Saarpfälzer Albert Weisgerber sein Bild mit dem biblischen Thema des Absalom, das heute in der Hamburger Kunsthalle hängt. An der gel-

ben Flamme seines langen Haares schwebt Absalom mit gespreizten Armen und schlenkernden Beinen am Ast eines mächtigen Baumes zwischen Himmel und Erde, während unter ihm durch einen abfallenden Hohlweg sein Maultier davongaloppiert.

Malewitsch und Weisgerber sind in demselben Jahr, 1878, geboren. In den Chronologien der modernen Malerei spielt der Name Malewitschs eine bedeutende Rolle; keine vergißt, das Bild des schwarzen Quadrats als ein besonderes Ereignis in der Entwicklung der Malerei unseres Jahrhunderts zu erwähnen. Im Falle Weisgerber werden nicht nur seine Lebensdaten und Werke, sondern meist wird sogar der Name ganz verschwiegen. Werner Haftmann in seiner allgemein anerkannten Geschichte der modernen Malerei erwähnt ihn flüchtig mit dem falschen Vornamen „Alfred“.

Weisgerber fiel als Siebenunddreißigjähriger am 10. Mai 1915 bei Ypern. Sein frühes Ende empfanden die Zeitgenossen mit der gleichen Erschütterung wie den Soldatentod von August Macke und Franz Marc, die 1914 und 1916 fielen. Weisgerber galt als eine große Hoffnung der deutschen Malerei. Bei der Gründung der „Neuen Sezession“ im Jahre 1914 in München wurde Weisgerber einstimmig zum Vorsitzenden gewählt, weil man den Menschen und Maler, das Werk und seinen Erfolg als repräsentativ empfand. Die erste Ausstellung der neuen Sezession vereinigte Namen, die heute alle stärker als der Weisgerbers einen Platz in der Geschichte der Malerei einnehmen: Beckmann, Heckel, Hofer, Jawlensky, Klee, Kokoschka, Kolbe, Kubin, Lehmbruck, Macke, Moll, Pascin, Pechstein, Purrmann. Zu seiner Zeit war unter diesen Namen Weisgerber der bekannteste. Noch im Feld erhielt er aus dem fernen Stettin von Walter Riezler einen Auftrag, für das dortige Museum „Riesenfreskogemälde“ zu schaffen. „Da kann sich Ihre überschäumende Kraft ganz nach Ihren Ideen austoben“, schrieb Riezler. Diese Formulierung des Auftrags ist Ausdruck einer allgemeinen Auffassung, die Weisgerbers Malerei als kühn, kraftvoll, modern und zukunftsweisend empfand.

1918 schon erschien Wilhelm Hausensteins Biographie, die neben persönlichen Erinnerungen Leben und Werk beschreibt. Charakteristischweise blieb sie neben wenigen Aufsätzen, unter denen die des Jugendfreundes Theodor Heuss besonders zu erwähnen sind, die einzige größere Arbeit über den Maler bis zum Jahre 1950. Eine Ausstellung in Kaiserslautern im Jahre 1926 entstand mehr aus einer regionalen Verpflichtung, Gedächtnis und Werk eines großen Landsmannes zu ehren. München, die Wahlheimat Weisgerbers, der als Mensch und mit seinem Werk der Kunststadt vielfältig verbunden war, erinnerte sich nach der Gedächtnisausstellung von 1916 erst 1953 wieder in einer Ausstellung des fast Vergessenen. Ausstellungen und Publikationen im Zusammenhang mit der Sammlung der Vaterstadt St. Ingbert und vor allem die Privatsammlung Kohl-Weigand haben Werk und Nachlaß in den letzten Jahren vorbildlich betreut. Nichts kann jedoch darüber hinwegtäuschen, daß, über einen regionalen Bereich hinausgehend, Weisgerber und seine Malerei nur noch Künstlern und Kennern vertraut sind. Deutlich wird dies in einem Vergleich mit seinen Generationsgenossen Klee, Marc und Macke, deren Werk international anerkannt wird und das – bei Marc und Macke – im nationalen Raum eine beinahe populäre Wirkung erreicht.

Im Falle Weisgerber stellt sich das Verhältnis von Künstler und Publikum,

vom Werk und seiner Wirkung heute etwa folgendermaßen dar: ein hervorragender Maler, ein Naturtalent ersten Ranges, erreicht in dem Jahrzehnt, das ihm zum Schaffen vergönnt war, allgemeine Anerkennung. Ein früher Tod unterbricht eine verheißungsvolle Entwicklung; mit ihm begannen auch schon die Schatten des Vergessens das Werk Weisgerbers zu verdunkeln. Hausensteins Buch von 1918 ist, wie wir heute sehen, beinahe eine Art Abgesang auf Weisgerbers Malerei. Liest man es heute, will es beinahe scheinen, als ob der Verfasser dem Maler mit seinem Buch keinen Gefallen getan hätte. Denn Hausenstein, der der Entwicklung der modernen Kunst kühl und mit starken Vorbehalten gegenüberstand, setzt die Wertakzente im Werk Weisgerbers wesentlich anders, als wir sie heute sehen. Für ihn sind letztlich die Porträts der Frühzeit, etwa die des Dichters Scharf und des Musikers Sachs, die aus einem unbefangenen, spontanen malerischen Verhältnis zur Wirklichkeit entstanden und in der Tradition der realistischen Malerei Leibls stehen, die eigentlichen Meisterwerke. Hausenstein sieht die Größe Weisgerbers in der lebendigen Aufnahme und Weiterbildung konventioneller und bewährter Bildideen. Die Qualität der Malerei wird für ihn durch ihr Verhältnis zum Erlebnis unmittelbarer Anschauung der Welt bestimmt. In Weisgerbers letzten dramatisch erregten und farbig expressiven Bildern sieht Hausenstein im Verzicht auf den Naturalismus auch einen Verzicht auf die Malerei. Er spricht davon, daß Weisgerber, „getrieben von größeren Gedanken“, seine Möglichkeiten, die im Naturalistischen und Malerischen lagen, überschritt, daß er das Differenzierte, das seine Malerei auszeichnete, eines Tages beinahe zu hassen begann, um es „durch brüske und breite, teilweise brutal betonte Wirkungen zu vernichten, bewußt zu erwürgen“. Was also das Werk Weisgerbers seiner Zeit verbindet: die Überwindung des Naturalismus, das Expressive, erscheint hier als ein Rückschritt und Mißgriff des ursprünglichen Talents. Mit welchem grundsätzlichen Vorbehalten Hausenstein die Kunst seiner Zeit beurteilte, geht aus einem Zitat hervor:

„Ich wage zu behaupten, die abstrakte Kunst sei der Ausdruck einer Welt, in der der Untergang bereits Wirklichkeit zu werden begann. Sie ist nichts anderes als, hart ausgesprochen, eine der Modalitäten, mit denen eine Weltzeit endet.“

Dieses Urteil soll dem verdienten Schriftsteller Hausenstein keinesfalls angekreidet werden; es steht nur als Beleg für die Tatsache, wie sehr wir alle als Zeitgenossen inmitten der Ereignisse Irrtümern und Fehlurteilen unterworfen sind. Dem entwicklungsgeschichtlichen Blick, der im nahen Abstand die Ordnungslinien zeichnet, erscheint, was Hausenstein rühmte, unter negativen und hemmenden Vorzeichen. Auf das Werk Weisgerbers bezogen, bedeutet dies, daß die Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst den Maler deshalb übersehen oder zumindest in den Hintergrund verbannt hat, weil seine „Modernität“ sich innerhalb überlieferter Themen und Bildräume ausdrückt. Weisgerbers Kunst ist auf breiterem, man möchte sagen, umständlicherem Grundriß angelegt als die seiner berühmteren Zeitgenossen. Sie begreift das Traditionelle ein, um, auf ihm aufbauend, neue Vorstellungen zu entwickeln. Diese Entwicklung geschieht bedächtig, zögernd, schwankend und von Zweifeln gehemmt. Sie ist unbewußter, suchender und entbehrt des starken intellektuellen Bewußtseins, das die Protagonisten Kandinsky, Marc, Klee und andere auszeichnet, die

ihr Schaffen ja mit geschliffenen Theorien begründet haben. Hinzu kommt, daß Weisgerbers Entwicklung, als sie sich in einem jähren Ausbruch kurz vor dem Krieg einen neuen Weg zu bahnen schien, durch seinen Tod unterbrochen wurde.

Das suprematistische schwarze Quadrat und der „Absalom“ der gleichaltrigen Maler Malewitsch und Weisgerber bezeichnen ziemlich genau die formale und geistige Distanz, in der sich das Schaffen Weisgerbers zur vordersten Linie der Entwicklung vollzieht. Was Malewitsch als unrealistisch in den von allem Inhaltlichen gereinigten Bereichen der Fläche, Formen und Farben ansah: Berge, Himmel, Wasser, das menschliche Antlitz, sein Blick und sein Lächeln, das alles ist für Weisgerber noch Anlaß und innerster Antrieb zur Suche nach Harmonien im bildnerischen Raum. Wenn man das revolutionäre Geschehen in der Kunst um und nach der Jahrhundertwende formelhaft mit der Loslösung der Linie, Fläche, Form und Farbe von der Dinglichkeit der Erscheinung umschreiben kann, so liegt die „Unmodernität“ Weisgerbers in dem Tatbestand, daß im Mittelpunkt seiner Kunst noch Idee und Bild des Menschen stehen.

Weisgerber wurde zuerst durch seine Porträts und Selbstbildnisse allgemein bekannt. Bewegt und getrieben von der Vorstellung großer, allgemein gültiger Bildideen strebt seine Malerei über das Individuelle zum Besonderen und Exemplarischen. Absalom, der klagende Jeremias, der Kampf zwischen David und Goliath, der heilige Sebastian, der Amazonenkampf und die Amazonenrast sind die bewegenden Bildvorwürfe der letzten Jahre. Wie sehr er mit dieser Thematik ein Einzelgänger unter seinen Altersgenossen war, erweist stärker noch als der Vergleich mit Malewitsch ein Blick auf das Werk und die Welthaltung des zwei Jahre jüngeren Franz Marc, das in derselben Stadt und aus derselben malerischen Tradition wuchs.

1909 schrieb Weisgerber seinem Freund Gino Finetti aus Italien über seine dortigen Eindrücke: „Ich wußte, ich komme in ein Traumreich, ich wußte, daß ich Bilder sehen werde, die nicht allein ihres Inhaltes wegen Heiligenbilder sind; ich habe einige Tage vor ihnen gebetet. Hab mir Kraft geholt und Zehrstoff. Das waren einige Tage in Schönheit gelebt . . .“

In der Malerei der italienischen Frührenaissance, in den Bildern Fra Angelicos, Mantegnas, Botticellis und Giorgiones fand Weisgerber die reinen unverstellten Bilder des Menschen, die ihm für seine Kunst vorschwebten. Zu der gleichen Zeit schrieb Franz Marc über die Beziehung seiner Kunst zur Wirklichkeit und zum Bild des Menschen: „Ich empfand schon früh den Menschen als ‚häßlich‘; das Tier erschien mir reiner, schöner; aber auch an ihm entdeckte ich so viel Gefühlswidriges und Häßliches, so daß meine Darstellungen instinktiv, aus einem inneren Zwang immer schematischer, abstrakter wurden. Bäume, Blumen, Erde, alles zeigte mir mit jedem Jahr mehr häßliche, gefühlswidrige Seiten, bis mir erst jetzt plötzlich die Häßlichkeit der Natur, ihre Unreinheit voll zum Bewußtsein kam. Vielleicht hat unser europäisches Auge die Welt vergiftet und entstellt . . .“ Was für Weisgerber Vorbild war, ihm schön, kraftvoll und bedeutend erschien, das ist für Marc durch das europäische Auge entstellt, von der Geschichte belastet und von historisierenden Kulissen verfälscht. Es ist das gleiche Mißtrauen vor der Wirklichkeit und der Widerwillen, ja Ekel vor der äußeren Erscheinung der Dinge, die so asketisch und geradezu fana-

tisch aus Malewitschs schwarzem Quadrat sprechen. Der schaffende Mensch, meinte Marc, ehre die Vergangenheit dadurch, daß er sie ruhen lasse und nicht von ihr lebe.

Ordnet man unter diesem Aspekt Weisgerbers Kunst in ein Koordinatensystem der Zeit, so sieht man in demselben Jahr 1909 den drei Jahre jüngeren Picasso in Horta de Ebro kubistische Landschaften malen. Zwei Jahre früher schon hatte er seine „Demoiselles d'Avignon“ gemalt, jenes entscheidende Bild, in dem zum erstenmal das klassische Ideal des Menschenbildes radikal verleugnet wird. – Und als Weisgerber in Italien von den Bildern Fra Angelicos bis ins Innerste angerührt wurde, veröffentlichte Marinetti im „Figaro“ das erste futuristische Manifest, in dem es heißt:

„. . . Was kann man gut an einem alten Bilde finden, wenn nicht die mühseligen Verrenkungen des Künstlers, der sich plagt, die undurchdringlichen Tore einzurennen, nur weil er wünscht, seinen Traum auszudrücken? Ein altes Bild bewundern, heißt unser Gefühl an eine Totenurne verschwenden, statt es nach vorne zu schleudern . . . Ein Rennwagen ist schöner als die Nike von Samothrake. – Wir stehen auf dem äußersten Vorgebirge der Jahrhunderte! Warum hinter uns schauen? Die Zeit und der Raum sind gestern gestorben. Wir leben bereits im Absoluten, da wir bereits die ewige, allgegenwärtige Geschwindigkeit geschaffen haben. – Wir wollen Italien befreien von den zahllosen Museen, die es bedecken wie zahllose Friedhöfe . . .“

Die Bezüge lassen sich erweitern. 1894, als Gauguin von seiner ersten Südseefahrt nach Paris zurückkehrte, kam Weisgerber nach München, wurde Schüler des braven Gabriel Hackl und später Franz von Stucks, des letzten Münchener „Malerfürsten“. Im Sommer 1901 weilte Weisgerber zum Freilichtmalen im Bayrischen Wald. Finetti, der ihn begleitete, berichtet, daß er entzückt war vom Spiel der Lichter und Schatten im Wald: Weisgerber erobert für sich die Sensation des Impressionismus.

In demselben Sommer 1901 kehrt der durstige Maler, Radrennfahrer und Kneipengeiger Maurice de Vlaminck – er ist zwei Jahre älter als Weisgerber – in einem Pariser Vorstadtbistro ein. Zwischen den Flaschen mit farbigen Likören und Schnäpsen sieht er fremdartige Schnitzereien stehen, von deren Ausdruckskraft er tief betroffen ist. Es sind Masken und Holzskulpturen der Negerkunst. Vlaminck kauft sie und zeigt sie Derain und Matisse. Was vorher Gauguin in der Südsee suchte, findet Vlaminck in Paris: Die Faszination des Primitiven, Ursprünglichen und Geschichtslosen. Der „Fauvismus“ entsteht, die Malerei der „Wilden“, die in flammenden, ungebrochenen Tönen die Farben auf die Leinwand schleudern.

1904, als Weisgerber das Porträt des Dichters Scharf malte, entdeckte Ernst Ludwig Kirchner im ethnographischen Museum in Dresden, ähnlich wie vor ihm Vlaminck in Paris, die Bildnerie der Naturvölker; im nächsten Jahr, als Weisgerber in Berlin auf einer Ausstellung die französischen Impressionisten bewunderte, gründeten Kirchner, Heckel und Schmitt-Rottluff in Dresden die Künstlervereinigung der „Brücke“.

1911, als Weisgerber zum zweitenmal nach Italien reiste, malte Chagall sein Bild „Ich und das Dorf“; Franz Marc begann die Reihe seiner großen Tierbilder, und in München fand die erste Ausstellung des „Blauen Reiters“ statt. 1913, als Weisgerbers Gedanken um Bildthemen des Amazonenkampfes und des Kampfes zwischen David und Goliath kreisten,

fuhren Nolde und Pechstein in die Südsee, Klee und Macke reisten nach Kairuan.

1915 endlich, als der Soldat Weisgerber, wie sein Kriegskamerad Georg Dehn berichtet, es heftig ablehnte, an der Front zu malen, schickte der Frontsoldat Franz Marc seine traumhaft entrückten Aquarelle um den Prinzen Jusuff an Else Lasker-Schüler. Weisgerbers Kunst sog ihre Lebenskraft aus der idealen Vorstellung der Wirklichkeit: Krieg und Kunst im gleichen Raum schlossen sich gegenseitig aus. Marcs Kunst lebt in Räumen, die nicht den Gesetzen des äußeren und sichtbaren Geschehens unterworfen sind. Zu ihren Voraussetzungen gehört auch die Leugnung jener Wirklichkeiten, in denen Weisgerbers Malerei noch wurzelte.

Wenn Hausenstein in der abstrakten Kunst die Zeichen des Untergangs sah, so hätte er durchaus recht, wenn ihm das Ende eines großen Zeitalters der Kunst nicht gleichbedeutend wäre mit dem Ende der Kunst schlechthin. Denn in der Revolution der modernen Kunst wurden Regeln, Vorstellungen und Bildräume aufgegeben, die durch Jahrhunderte seit der Renaissance das Gesicht der europäischen Kunst bestimmt hatten. Weisgerber steht am Ende dieser Entwicklung. Er spürt in sich das tönende Echo großer Zeiten der Kunst, die Frömmigkeit des malenden Bruders Angelico, die Monumentalität Massaccios, die geheimnisvolle Harmonie der Bilder Giorgiones; die Hesperidengärten Hans von Marées leuchteten herein, die himmlische und die irdische Liebe, die ruhende Venus und der stehende Sebastian, der gekreuzigte Christus und der in Klage hingeworfene Jeremias; der Aufruhr großer dramatischer Ereignisse und die Stille des vegetativen Daseins: Frömmigkeit und Glanz der Welt. Es ist, als ob der Maler Weisgerber die großen alten Bilder, die im Endpunkt einer Entwicklung zu Genre, Kulisse und leerem farbigem Geschwätz entartet waren, noch einmal als einzelner für sich wiederholen, neu und rein bauen wollte, bevor sie endgültig versanken. Denn auch dem Neuen ist der empfindsame Geist des Malers zugewandt. Hausenstein, der liebend-kritische Verehrer, erkennt die Besonderheit der Kunst Weisgerbers auf seine Art mit erstaunlicher Klarheit:

„Ein besonderes Element seiner Malerei hatte, abgesehen von ihrer Qualität überhaupt, wohl am meisten dazu beigetragen, ihm die Neigungen der anderen zuzuwenden: es war — man wundere sich nicht über den Ausdruck — das *Konservative* in seiner Malerei. Das Radikale seiner Kunst bestand nicht in der Hervorkehrung eines durch keine Bedingungen gebundenen Neuen; es trat nicht unvermittelt vor ein Publikum. Es bestand in der Konsequenz, mit der er sich als jüngstes Glied an die Kette einer wohlübersehbaren Überlieferung anfügte; man könnte sagen, das Maß seiner Pietät sei das Maß seines Radikalismus gewesen. Auch das Gebändigte seiner Neuheit entsprach seiner Rasse und der Stadt seiner Wahl. Endlich kam etwas Menschliches hinzu. Er wurde als Repräsentant empfunden: wie im Künstlerischen, so auch im Gesellschaftlichen. Seine Art zu leben, angefangen vom Bad in den sommerlichen Seen der Voralpenwelt mit Freunden und Freundinnen bis zum Schachspiel auf den Tischen des Café Stefanie und bis zum fanatisch aufgesuchten Billardsaal mit den grünen Lampenglocken über den grünen Tüchern und den weißen und roten Kugeln, die er, ein guter Spieler, mit demselben Affekt berührte, als wäre die Queue ein Pinsel und das angespannte Schweigen im Raum die

wortlose Aufmerksamkeit im Atelier – dazu alles andere, das seinen Tag aus Gewohnheit, Vorliebe, Vergnügen und Arbeit zusammensetzte, bezeichnete den Typus des Münchener Malers seiner Generation.“

Was hier der Kunst Weisgerbers als Positivum angerechnet wird, bestimmt zugleich auch ihre tragische Situation in der Zeit und im Echo der Nachwelt: das Konservative, das *bedingt* Neue und die vom echten Gefühl der Pietät bestimmte Grenze des Radikalismus. Was dem Betrachter in der Zeit als logisches Glied in einer Kette der Überlieferung erschien, war in Wirklichkeit ein Endpunkt; von hochgestimmtem Wollen und ehrgeiziger Vorstellung bewegt, ist Weisgerber keineswegs der „Typus“ des Münchener Malers seiner Generation, er ist vielmehr eine einmalige Ausnahmegehalt. Jene, die ihn nur als repräsentativ für die Münchener Kunst und ihre Tradition in Anspruch nahmen, sahen nur das Bedingte und Konventionelle. Wo Weisgerber diesen abgesteckten und überschaubaren Raum überschreitet wie in seinen letzten Bildern, steht er plötzlich im Niemandsland zwischen den Fronten. Als in einem seiner letzten Bilder, dem Kampf Davids mit Goliath, die vom Vorbild Cézannes differenzierte, male- risch zart bewegte Bildfläche plötzlich aufbricht, ein Sturm der Erregung wie eine Ahnung kommender Ereignisse das Bild durchbraust, da versagt ihm der Freund Hausenstein die Gefolgschaft. Er spricht von halbbewußten Instinkten des karikierenden Illustrators, von einer „fatalen Bildidee“, die doppelt merkbar sei durch die Qualität der Farbe. Wir stehen heute betroffen und tief angerührt vor dem genialen Wurf dieses Bildes, und wir sehen, wieviel ursprünglicher und echter ein gespanntes Gefühl sich Ausdruck schuf, als es etwa in manchen bewußt übersteigerten Barbaris- men der gleichzeitigen Kunst Pechsteins oder Schmidt-Rottluffs geschah. In der wirbelnden Erregung spüren wir auch das Hintergründige dieser Tafel, in der die Konturen klassischer Vorbilder durchschimmern, etwa Donatellos David, der jedoch zugleich seltsam und erschreckend dämonisch verwandelt ist.

Auch durch jene äußere Lebensart des Künstlers, die man als repräsentativ ansah, schimmern, wenn man genau hinsieht, die eigentlichen Konturen des Menschen hindurch. Hinter der sprudelnden Lebensfreude, der Lust an Mummereien, Ulk und derbem Lamento spürt man Melancholie und Trauer. Uhde-Bernays schildert ihn als einen nachdenklichen, vergrübelten Pro- blematiker, verkrochen in schwierige Gedankengänge und abgeschreckt von der Äußerlichkeit der Münchener Atelierschablone. In dem schönen Erinne- rungsbuch „Worte seiner Freunde“, das der Sammler Franz Josef Kohl- Weigand herausgegeben hat, stößt man immer wieder auf Hinweise, wie Weisgerber bewußt und unbewußt den schmerzlichen Zwiespalt zwischen Wollen und Erfüllung, zwischen Kunst und Wirklichkeit empfand. Theo- dor Heuss berichtet, wie gespielte Sentimentalität unvermittelt in echte umschlagen konnte. An anderer Stelle liest man, daß er aus heiterster Laune sich plötzlich in sich zurückzog, aufstand und davonging. Nach seinem Pariser Aufenthalt schreibt er im Mai 1906 an seinen Freund Finetti:

„... ich muß mich sammeln und den armen Weisgerber suchen, er wäre ja beinahe ertrunken in Paris. Es bleibt für mich das schönste und zugleich schrecklichste Jahr meines Lebens. Ich glaubte ja, ich werde ein Narr, sicher, so armselig kam ich mir vor. Jetzt fang ich an, wieder meine Münchener

Habseligkeiten auszukramen, merke aber, daß nunmehr ein Tropfen Paris dazwischen gekommen ist, sich aber noch nicht ganz in der Bauerngesellschaft wohlfühlt. Was wird das wohl werden? . . . Wie sorglos malten wir im bayrischen Wald! Ich wußte von nichts und malte so keusch. Heute ist man beinahe pervers geworden und begeht in einemfort Notzucht an der Natur.“

Der Brief ist bezeichnend für Weisgerbers verletzte Position zwischen Tradition und Revolution, die er selbst genau empfindet und beschreibt: „Halb-Wollen und Nicht-Wollen, das reibt auf! – Wenn mir doch der liebe Gott beim Malen behilflicher wäre . . .“ schreibt er einmal. Weisgerber hat den Zwiespalt seiner Kunst bewußt erlebt, und es gehört zur Größe seiner menschlichen und künstlerischen Haltung, daß er ihm nicht aus dem Wege ging und bis zu seinem Tode nach der nur für *ihn* möglichen Lösung suchte. – Als sich in den letzten Bildern ein neuer Weg öffnete, da war der Lebensweg des Malers beendet.

Seinem Lebenswerk fehlt der Glanz der Vollendung, der uns oft über den frühen Tod zu trösten vermag. Es ist ein Torso geblieben, denkwürdig durch die Größe seines Entwurfs und stets ehrwürdig durch den dunklen Glanz der Tragik, mit der das Schicksal gerade die mit einem Übermaß der Leidenschaft Suchenden gerne zu verfolgen scheint.

AUSSTELLUNGEN DES SAARLANDMUSEUMS

VON WALTER SCHMEER

Vom 8. April bis zum 15. Mai 1960 zeigte das Saarländische Museum in seinen Ausstellungsräumen Marc Chagalls Radierungen zur Bibel. Chagall ist bei diesem Thema höchst kompetent und zugleich aber auch ein extremer Außenseiter: Wer könnte eindringlicher und richtiger als der Jude Chagall zu dem großen Epos seines Volkes Bilder schaffen, wem aber auch könnte die Welt des gemachten Bildes fremder sein als dem Angehörigen des Volkes mit dem strengen Gesetz: „Du sollst dir kein Bild machen!“ Die glaubensbedingte Bildlosigkeit des Judentums hat von altersher den Schaffensdrang auf andere Gebiete verwiesen, auf die dichtende Phantasie und auf das Schmückende. Beide sind auch die eigentlichen Kraftquellen des Künstlers Chagall, der von Witebsk nach Paris kam und unter Gefahr der Verfluchung zu bilden begann. Denn trotz der angenommenen Lehre des Kubismus, der bei aller Verfremdung doch noch ein Stück abendländischer Bildhaftigkeit und vom Geist des Klassischen durchdrungen ist, bleibt das Schaffen des Chagall eine mythische Erzählung, und seine Malerei stellt nicht eigentlich dar, sondern bedeckt die Fläche wie kostbare Schminke.

Beides, die eindringliche Erzählung und der Reichtum morgenländischen Kunstgewerbes, findet sich vereint auch auf den schönen Blättern der Bibelillustrationen. Die Farbe, jenes Arkanum der Verzauberung bei Chagalls Gemälden, wird in der Graphik ersetzt durch den Reichtum der Tiefdrucktechnik. Sie bildet kunstvoll gewirkte Texturen, oft schleierartig über die Fläche gebreitet, oft zu prunkvollem Brokat gerafft. Es entsteht ein mildes Helldunkel, in das das Figürliche mit weichen, summarisch gerundeten Umrissen eingebettet ist.

Der orientalischen Sanftmut der Formen entspricht die schwermütige Lyrik der Themen. Aus dem großen Buch, in dem von allen Möglichkeiten des Menschlichen und Göttlichen, dem Höchsten und Tiefsten die Rede ist, sind die Szenen ausgewählt worden, die von Leid und Klage, Geduld und Verzicht handeln.

Wo von Taten berichtet wird, geschehen sie ohne Vehemenz wie im Traum oder von höherem Willen hervorgerufen. Mehrmals verwandelt sich die Versenkung ins Visionäre; dann ist vom Paradiesischen und Messianischen prophetisch die Rede, und die Formen entfalten sich und erlangen eine fast sodomitische Sinnlichkeit.

Es liegt nahe, Chagalls Bibelillustrationen mit Rembrandts vielfältigem Werk zu vergleichen: Unverkennbar ist die geistige Verwandtschaft mit dem alten Rembrandt, mit dem Schilderer des geduldigen Sich-Beugens unter das auf-erlegte Geschick. Allerdings beruht Rembrandts Größe auf der Vergeistigung des Materiellen, seine Stille ist ein Sieg der Überwindung, während Chagalls Fatalismus eingeboren ist. Chagalls Stärke ist die Beziehung zum Mythischen und urzeitlich Geheimnisvollen, er ist gewissermaßen echter im Sinne der alten Überlieferung. Selbstverständlich wäre Chagalls Bibel nicht möglich ohne Rembrandts Vorbild. Rembrandt zuerst unternahm es, sich in das Menschenmögliche der Mythen und Geschichten zu versenken und sie zu Bildern werden zu lassen. Seitdem unternahmen die Künstler dieses Wagnis. Richtiger gesagt: Sie unternahmen es bis in unsere Gegenwart hinein, und erst seit kurzem lehnen fromme Bedenken und „guter Geschmack“ alles ab, was über ein vorsichtig ausgewähltes Symbolzeichen hinausgeht. „Du sollst dir kein Bild machen“ ist ja im Abendland heute über den religiösen Bereich hinaus fast zu einer allgemeingültigen Tabu-Vorschrift für die Kunst geworden. Der Mann aus Witebsk scheint das nicht zu wissen. Vielleicht nimmt er auch an, daß man seinen originellen Bewandnissen, die ihn in die Gruppe der „Primitiven“ einrücken lassen, seine Unbekümmertheit zugute hält. Oder aber er kann sich nicht enthalten, Bilder zu machen, weil er etwas zu sagen hat!

Vom 19. Mai bis zum 19. Juni waren Handzeichnungen und Aquarelle von Oskar Schlemmer zu sehen. Obwohl sie meist nicht als eigenwertige Kunstwerke gedacht waren, besitzen die Graphiken als Studien des ein Künstlerleben lang suchenden Schlemmer eine besondere Bedeutung: Sie gewähren einen Einblick in den Vorgang seines schaffenden Mühens, der sie sogar über die abgeschlossenen großen Werke stellt.

Die in einem verhältnismäßig kurzen Leben entstandenen, im Thema einförmigen, im tieferen Sinn aber sehr vielfältigen Blätter machten in ihrer Zusammenfassung an den Wänden des Museums deutlich, welche Rolle Schlemmer in den zwanziger und dreißiger Jahren gespielt hat. Es wurde die ethische Größe seines Strebens erkennbar wie auch seine ungelöste Problematik. Dieser „Formmeister“ des Bauhauses stellte sich mit unerbittlichem Ernst die Frage nach „Maß und Gesetz“, nach den Elementen der Form und nach dem statthaften Anteil des „Mystischen“. Er gehörte wie Dürer zu denen, die die Kunst „aus der Natur herausreißen“ wollten. Bezeichnend für Schlemmer ist die Beharrlichkeit, mit der er an seinem Thema festhält: Der Mensch ist für ihn das Stück Natur, dem er die objektiv richtigen Maße abzugewinnen sucht, und ist zugleich der weltanschauliche Inhalt seines Werkes. Für Schlemmer ist es eine Art von asketischer Reinigung, wenn er es unternimmt, das Gewachsene durch die Geometrie zu ersetzen. Doch erkennt er auch die Gefahr einer Verwandlung des Lebendigen ins Mechanische und versucht, durch die Farbe den genormten Phantomen Seele einzuhauchen. Manchmal auch erlaubt er der Linie, sich als Träger der Sinnenfreude kalligraphisch zu entfalten, oder er will durch pointillistische „Struktur“ die tote Monumentalität zum Vibrieren oder gar zum Atmen bringen.

Der schmale Weg Schlemmers zwischen Maß und Versenkung hatte ein Ziel: das Zeichen. Sein Formrudiment bedeutet den Menschen. Dabei wird aber die Form nicht völlig zum machbaren Schriftzeichen, d. h. also zu einem außer-künstlerischen Liniensymbol, das jeder an Mauern und Zäune kritzeln könnte, vielmehr ist seine Verständlichkeit an das Schlemmersche Kompositionsverfahren gebunden und erst mit diesem zusammen wirksam: Die Stellung der

vereinfachten Menschenform innerhalb des strengen Bildgefüges bedeutet „Mensch und Welt“, eigentlich sogar „Bürger und Umwelt“, denn sie sind alle erkennbar manierlich gekleidet. Das deutlich ablesbare Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt, zu seinen Mitmenschen, der Inhalt von Schlemmers Philosophie also, ist pessimistisch instrumentiert. Es ist von unerbittlicher Einbeziehung die Rede, von einem Aufzwingen der Lebensform durch äußere Mächte, von der Einsamkeit des Passanten, auch von der Einsamkeit in der Menge der vielen ähnlichen Einsamen, im ganzen von der trostlosen Einsamkeit der vielen Räder und Hebel, die zusammen eine Maschine ausmachen, von einer Einsamkeit also, die darauf beruht, daß sie alle nur im Sinne der Mechanik miteinander in Berührung kommen können. In einigen wenigen Fällen, besonders bei den späten Pastellen, taucht etwas anderes auf, das „Innige“. Dann blicken die Menschen aus Schlemmers Bildern heraus und suchen das Auge des Betrachters. Sie lächeln dabei ein wenig, so als heischten sie Verständnis und Entschuldigung für ihre vertrackte Situation. Manchmal auch ist es wie das erste Lächeln eines Rekonvaleszenten.

Nach der internationalen Größe und der nationalen war eine „auf Landesebene“ zu sehen: Der Saarländer Max Mertz zeigte vom 24. Juni bis zum 24. Juli Gemälde und Graphik. Es wurde dem Künstler so die Gelegenheit gegeben, seine Leistungen der letzten zehn Jahre der Öffentlichkeit vorzustellen. Etwa gleichzeitig erfolgte auch die Enthüllung des nach Mertzens Entwurf und unter seiner Mitarbeit geschaffenen Brunnens auf dem Rathausplatz in Saarbrücken. Ein guter Teil der im Saarländermuseum ausgestellten Arbeiten war den Besuchern schon von den jährlichen Ausstellungen des Saarländischen Künstlerbundes bekannt, und auch anderwärts und in anderem Zusammenhang sind Arbeiten von Mertz in seinem Heimatland wiederholt zu sehen gewesen. Er ist nicht nur kein Unbekannter, er ist sogar etwas wie der anerkannte Führer der saarländischen Avantgarde.

Die Stellung des Künstlers Marx Mertz ist in verschiedener Hinsicht eine Grenzsituation. Das bringt die Zeit mit sich, und er bringt die Reihe der zeitgenössischen Vorbilder zuwege, die für Mertz richtungweisend sind. Es ist aber auch durch eine persönliche Begabungsart des Künstlers bedingt, durch eine von Intellekt und Beharrlichkeit geförderte Experimentierfreude. Solche Grenznähe und Grenzverwischungen machen immer die Werke des Künstlers sehenswert und diskussionswürdig, wo auch immer sie auftreten. Da ist zunächst schon einmal die Frage: Sind es Bilder, was da an den Museumswänden aufgereiht war, Bilder im Sinne der Tafelbilder, wie sie von Jan van Eyck bis Picasso gemalt worden sind, oder sind es kunsthandwerkliche Arbeiten in der Art der Weberei oder der Goldschmiedekunst? Der Grenzübergang geschieht hier mittels einer Betonung des Arbeitsmaterials, das sich aus der Rolle des Darstellungsmittels zur Selbstdarstellung emanzipiert. Es wird die Malerei dadurch zum „Schmuckstück“, und daraus folgt die Frage, was denn geschmückt werden soll. Das ist ein weites Feld, und Hermann Muthesius formulierte prophetisch: „Vom Sofakissen zum Städtebau!“ Der Brunnen auf dem Rathausplatz ist demnach nicht ein Nebenprodukt Mertzscher Kunst, sondern das Ergebnis zielbewußten Weiterschreitens.

Eine andere Frage ist, welchem künstlerischen Impuls die Formgebung folgt: Ist sie eine „Musterung“ als Verdeutlichung des flächenbildenden Arbeitsvorganges etwa im Sinne der Textur, der Knüpfung, der Applikation oder des Aufdruckes, oder wird etwa die Form des „Bildrechteckes“ ideell erfaßt und durch eine Untergliederung organisiert, die ihre Einzelbildung eben von dem Rechteck übernimmt? Stammt also das sichtbar gewordene „Gesetz des rechten Winkels“ von dem Phänomen der Gestaltpsychologie oder nur von der Einrichtung des Webstuhls nach Kette und Schuß oder von der Fasererrichtung eines Brettes? Oder schließlich, wird uns von Erlebnissen berichtet, von den Verarbeitungen der Gesichtsinneserlebnisse, oder bedient sich der Künstler ge-

schickt gewählter Form- und Farbsymbole, um seine geistige Situation oder die von ihm erkannte Situation unserer Zeit zu illustrieren? Die Antwort auf diese Fragen muß lauten: Von jedem etwas. Bei einer Arbeit tritt das eine deutlicher in Erscheinung, bei einer anderen Arbeit das andere. Es soll durchaus nicht gesagt werden, eine solche Mischung müsse etwas hybrid Minderwertiges haben. Man bedenke nur, wie viele große Gedanken schon in Gold getrieben oder verwebt worden sind! Allerdings bleibt zu erinnern, daß der Weber und der Goldschmied früher den Gedanken und das den Gedanken für die Gemeinschaft verständlich ausdrückende, geprägte Zeichen in ihr Handwerk übernehmen konnten, während sich der Künstler heute auch noch mit der Erfassung der „Welt“ und ihrer formalen Symbolisierung quälen muß. Dadurch kommt in seine Arbeit — und so ergeht es auch dem Künstler Max Mertz — etwas willkürlich Experimentierendes, etwas Feinschmeckerisches und schließlich auch, wenn auch bei Mertz nur gelegentlich, etwas Zufälliges, eine deutlich erkennbare Freude am Gefundenen und Eingefallenen, so als habe doch eine außerhalb des Künstlers existierende Instanz, und zwar nicht eine menschliche Gemeinschaft, sondern ein physikalisches Gesetz oder auch eine kollektive Urseele, die Entscheidung getroffen. Von einigen Großen unserer Gegenwart können wir sagen, daß sie trotz aller Komplikationen, trotz der von der eigenen Geschicklichkeit gestellten Fallen, trotz drohender Abwege und trotz lockender Zufriedenheit mit leicht erlernter Manier zu einem selbstgeschaffenen Symbol von allgemeiner Gültigkeit gelangt sind. Sie benötigten dazu die Dauer ihres Lebens. Der Künstler Max Mertz hat noch Zeit vor sich. Placet experiri! Es sei ihm gerne gestattet, Versuche anzustellen und zu erproben!

Die folgende Ausstellung, besonders schön und lehrreich, dazu noch durch großzügige Zeitdauer ausgezeichnet (29. Juli — 16. Oktober), galt der Plastik des großen russischen Bildhauers Alexander Archipenko. Der Meister, heute 74jährig, war bei der Eröffnung zugegen. Ein halbes Jahrhundert der Bildhauerkunst, unser halbes zwanzigstes Jahrhundert also, war in der Ausstellung vertreten, und es zeigten sich nicht nur alle Versuche, Bedenken, Bereicherungen und Reduzierungen, die diese fünfzig Jahre gekennzeichnet haben, es wurde auch — allein schon an den Datierungen! — deutlich, welche führende und richtungweisende Rolle Alexander Archipenko gespielt hat. Zu Beginn steht die aus dem L'Art-pour-l'Art des 19. Jahrhunderts hervorgegangene Frage nach dem Sinn einer Kunst, die ihren eigentlichen Anlaß verloren hat und weder Zaubergerät noch Götterbild, Votivgabe, Denkmal oder Propagandamittel mehr sein will. Es scheint nur noch die Bedeutung als Dokument der Kulturgeschichte zu bleiben, und die Frage nach dem Ort kann nur die Antwort erwarten: „Ins Museum damit!“

Es ist bezeichnend, daß gerade dem Bildhauer noch andere Möglichkeiten einfallen, denn noch mehr als die Schwesterkunst, die Malerei, muß sich die Plastik ohne einen von der Allgemeinheit gebotenen Anlaß „deplaziert“ vorkommen, gerade aber auch die Plastik hat durch ihre intime Beziehung zum Handwerklichen einen echten Ansatz zu Neuem: Plastik ist ein aus einem ansehnlichen Material gemachtes Gebilde. Wenn es Kunst sein soll, muß es „schön“ sein. Archipenko begann schöne Dinge zu machen. Was kann an ihnen schön sein? Der Mann mit den geschickten Händen ist nicht um Rat verlegen: das Material! Materialien zu wählen und sie in ihren charakteristischen Möglichkeiten zur Wirkung zu bringen, das Gegossene, das Geschnittene und Geschliffene, das Rauhe, das Glatte, das Warme und das Kalte, das ist bis zum heutigen Tage Archipenkos Meisterschaft geblieben, und wo er sich mit der reinen Form ohne Materialschönheit begnügt und etwa bemaltes Holz verwendet, sinkt seine Arbeit gleich auf das Niveau der Modellschreinerei ab. Die Schönheit des Materials genügt aber nicht, es muß die schöne Form hinzukommen. Schön heißt hier Wohlklang, Wohlklang aber heißt der abgewogene Ausgleich zwischen Abwechslung und Gleichheit. Im Neuen das Alte wieder-

zuerkennen ist das Grunderlebnis, das dem Menschen zu seiner heiteren Beruhigung geschenkt werden kann, das Grunderlebnis des Reimes, des musikalischen oder formkünstlerischen „Motivs“. Wo kann der bildende Künstler solche Motivwiederholung finden? Denn er muß sie wenigstens angedeutet vorfinden, so wie dem Musiker die schlichten Teilbarkeiten der Schwingungslängen als verwendbare Realität zur Verfügung stehen. Er muß sie vorfinden nicht nur als Studienmaterial für die eigene Arbeit, sondern auch, weil die beabsichtigte Wirkung des „Schönen“ nur eintritt, wenn der Betrachter — der erste Betrachter ist der Schaffende selbst — es „wiedererkennt“, d. h. die Möglichkeit ordnenden Schaffens als tröstlichen Beweis für das Vorhandensein eines sinnvoll schaffenden Weltgeistes ansehen kann. Zwei große Bereiche stehen dem bildenden Künstler als Material zur Verfügung: Die Anatomie und die Stereometrie. Archipenkos eigentliche Domäne ist der erste Bereich, die organische Regelmäßigkeit, die rhythmische Wiederholung der schwellenden Rundung an Schulter und Becken, Hüfte und Brust des Menschenleibes. Allen seinen „Torsi“, dem frühen von 1909, dem klassisch ausgewogenen „Hollywood Torso“ von 1936 wie der „Liegenden Figur“ von 1957 ist gemeinsam, wie die Teile sich „reimen“ und wie ihre Form im Gesamtumriß wiederkehrt, so daß ein reiner Klang entsteht, der den Adel der „Anmut“ besitzt. Aber auch das Stereometrische spielt eine Rolle. Es tritt bei Archipenko nur selten und nur versuchsweise als Ersatz für das Organische auf, so etwa, daß die Scheibe statt der Schenkelerweiterung bei der „Sitzenden“ von 1913 verwendet wird. Vielmehr hängt das Stereometrische bei ihm mit der Einsicht zusammen, daß die Plastik nicht ein Ding für die Hand ist, sondern zu einem Raum gehört. Der von dem richtungsetzenden Auge ermessene Raum wird stereometrisch gedacht, und so läßt Archipenko dimensionierte Kantigkeit in das Organische eindringen und sich mit ihm verbinden. Auf diese Weise gelangt das Negative, die Raum-Hohlform in seine Plastik, so entstehen auch Löcher und Montagen, die (1911) an den gleichzeitigen Kubismus der Malerei erinnern. Des Raumes wegen auch, zu dem sie gedacht sind, verflachen sich seit 1914 die weiblichen Torsi und biegen sich wie ein Blütenblatt um die so entstehende Raumeleere, oder sie stehen als schlanke Wandpfeiler aufrecht zur Gliederung des bemessenen Raumes.

Welch schöne Gebilde sind in den langen Jahren entstanden, welche schöne Schmuck sind sie mit ihren straff schwingenden Umrissen und mit der Pracht ihres Materials, Schmuck zur kultivierten Verschönerung umbauter Räume, gelegentlich sogar des Hohlraumes einer Vitrine! Haben sie sonst keinen Sinn? Doch! Es ist dem Meister Archipenko unter der Hand noch etwas anderes gelungen: Mit dem ihm so geläufig gewordenen Motiv des An- und Abschwelens hat er ein Sinnbild geschaffen. Nicht ein Zufall ist es, daß das von ihm Geschaffene an die „Geigenform“ erinnert, die die Künstler früherer Zeiten als Fruchtbarkeitssymbole erfanden zur Verdeutlichung ihrer Wünsche und ihres Dankes. Archipenkos schwellende Formen sind Symbole des Fruchtbaren, des Natürlichen und Menschlichen. Im Grunde hat der Meister der Plastik einen uralten Sinn wiedergegeben: Sie ist wieder Votivgabe.

Vom 22. Oktober bis über das Jahresende hinaus konnte das Museum seine eigenen Neuerwerbungen zeigen. Es war die sechste Ausstellung von Erwerbungen für die „Moderne Galerie“ seit dem Anfang von 1954. Der zeitliche Abstand zu der vorausgegangenen betrug diesmal zwei Jahre, und die Menge des inzwischen Erworbenen war erfreulicherweise so groß, daß der vorhandene Platz nicht ausreichte und eine mehrere graphische Serien, darunter besonders eine umfangreiche von Lovis Corinth, umfassende „Vorschau“ der eigentlichen, durch behördliche Eröffnung ausgezeichneten Ausstellung vorausgehen mußte. Der vorzüglich ausgestattete Katalog weist 253 Titel auf und umfaßt Werke von insgesamt 74 Künstlern. Die Erwerbung eines so stattlichen Zuges erscheint besonders beachtlich und verdienstvoll, da man weiß, wie sehr die

Mittel zur Anschaffung zusammengeschrumpft sind. Die öffentliche Hand konnte aber diesmal durch Zuwendungen hochherziger Kunstfreunde, darunter sogar einer aus dem Ausland und ein ungenannt bleibender, unterstützt werden. Vielleicht wirkt dieses Beispiel privater Initiative so anregend, daß es Nachahmung findet und der Museumsleitung neue Möglichkeiten erschlossen werden. Das Beispiel der USA, wo die amtlichen Stellen den Säckel zuhalten, dafür aber die Öffentlichkeit umso freudiger spendet, ist bei uns bisher leider nur in seiner ersten Hälfte befolgt worden.

Auch der neue Zuwachs zur „Modernen Galerie“ hat wieder seinen Schwerpunkt beim deutschen Expressionismus, der damit noch mehr, als es bisher schon der Fall gewesen ist, das Kernstück der Saarbrücker Galerie bildet. Der große Ausstellungsraum war diesmal fast ganz mit Werken Ernst Ludwig Kirchners gefüllt, die allein 41 Nummern umfaßten. Außer der Fülle der Handzeichnungen aus dem Nachlaß hing dort als die wichtigste Neuerwerbung das Ölgemälde „Badende im Raum“ von 1906, ein Werk, das nicht nur in der Entwicklung des Künstlers einen besonderen Platz einnimmt, sondern für den gesamten Expressionismus so bedeutsam ist wie Picassos gleichzeitige „Demoselles d'Avignon“ für den Kubismus. Es ergibt sich nun die Möglichkeit, an Beispielen aus der Saarbrücker Galerie die Wandlung Kirchners zu verfolgen, der noch ein Jahr vorher in der Lithographie „Trambahn“ mit Jugendstil-Schwarz-Weiß-Eleganz sozialkritisch Großstadtenge und Modesklaverei verhöhnt und nun, in dem großen Gemälde, zeitloses menschliches Zusammensein mit einheitlichen, schlichten Flächenmotiven symbolisiert. Die Gleichsetzung des Figürlichen in Form und Farbe mit den reich gemusterten Teppich- und Vorhangmotiven macht auch die Nähe deutlich, in der sich der Expressionismus bei seinem Anfang zu den Pariser „Fauves“ befand. Deutlich wird diese Gesinnungsgemeinschaft auch in der unverkennbaren Absicht, dekorativ zu sein und mit einer bemalten „Wand“ einen Raum zu schmücken, einen Raum übrigens, in dem eine das Ursprüngliche und Naturgemäße suchende Menschheit die Feste ihres Glaubens würde feiern können.

Höchst bedeutsam sind auch die beiden neuerworbenen Lithographien von Robert Delaunay, dem eigentlichen Franzosen unter den frühen Kubisten, der nachweislich ein so wichtiger Anreger für seine deutschen Zeitgenossen geworden ist. Seine geistreichen Verwandlungen gesehener Architektur und ihrer statisch-konstruktiven Logik in die vereinheitlichende Logik des Bildbaues, bei dem „Chorumgang von St. Séverin“ sowohl wie bei dem „Blick über Dächer auf den Eiffelturm“ gehören zu den klassischen Leistungen des Kubismus. Delaunays kühler Folgerichtigkeit stehen Ludwig Meidners apokalyptisch beunruhigende Bilder gegensätzlich gegenüber, das romantische Chaos des „Berliner Hafens“ wie auch das manieristisch zerknüllte „Bildnis Lehmbrucks“.

Sieht der Rhapsode Meidner prophetisch den Weltuntergang als Zersplittern und Zerreißen, so erblickt ihn der italienische Meister des Surrealismus Giorgio de Chirico in der Erstarrung und in der Verwandlung des Lebendigen in anorganische Stereometrie. Es ist schön, daß eins seiner witzig melancholischen Bilder erworben werden konnte, die kurz vor dem ersten Weltkrieg entstanden sind und auf denen zu sehen ist, wie das Organische, selbst schon nur noch in der Gestalt einer „Ariadne“ als marmorner Ersatz vorhanden, in der Welt aus Beton, Perspektive und Eisenbahn in hoffnungslose Minderheit gedrängt wird. Der melancholischen Ironie Chiricos steht schroff der titanische Trotz des englischen Bildhauers Henry Moore entgegen. Seine Farblithographie „Kopf des Prometheus“ ist eine der am stärksten ergreifenden Formulierungen des so zeitnahen wie zeitlosen Gegensatzes von Schicksal und Willen. Daß einem Künstler unserer Zeit dieser Blick gelungen ist, der aus der versteinerten und brüchig gewordenen Materie mit dem Ausdruck des Leidens, der Angst, des Stolzes und der Verachtung herauslodert, beweist, daß es noch nicht so ganz ausgemacht ist, daß die „heutige“ Kunst sich enthalten müsse, über eine ängst-

liche Andeutung hinaus und ohne dekorative Tarnung wirklichen Inhalt zu haben.

Erfreulich ist es, daß mit 15 Arbeiten die bisher noch kleine Sammlung von Plastiken stark erweitert werden konnte. Unter den Neuerwerbungen sind hervorragende Stücke. Neben Archipenko mit zwei bedeutenden Bronzen von 1912 tritt sein fast in Vergessenheit geratener Altersgenosse Max Belling mit zwei großen Arbeiten, einer Bronze und einer Messingplastik auf, bei denen in der für ihn bezeichnenden Weise die Axonometrie des Raumes auf die kantig verhärteten organischen Formen übergreift. Die Vermischung von positiver Körperhaftigkeit und negativer Raumhöhle wird inhaltlich pessimistisch ausgedeutet bei Ossip Zadkines „Zerbrochenem Krug“, wo die Gestalt der sitzenden Frau selbst zum zersprungenen Gefäß geworden ist. Neben einer kleinen Bronze von Henri Matisse, bei der sich temperamentvoll aufschwingende Bögen zu einer „Nue couchée“ zusammenfügen, muß vor allem Wilhelm Lehmbrucks herrlicher „Mädchenkopf“ erwähnt werden. Hier wurde die rigorose Vereinheitlichung des Anatomischen zur schlichten Vertikalen über allen Formalismus hinaus zur Darstellung edler, kreatürlicher Schicksalsgebundenheit. Dem großen Bildhauer ist das gelungen, was trotz allem Rütteln an den Erscheinungsformen des Materiellen und trotz aller spiritualistischen Spekulation den Künstlern so selten gelingen will: die Vergeistigung!

Mit schöner Vorsicht sind auch Werke noch nicht völlig arrivierter lebender Künstler gekauft worden. Ohne daß das Museum sich erlauben könnte, in die ihm fremde Rolle des Mäzenatentums zu schlüpfen, hat es doch die Pflicht und das Recht, Belege entstehender Gegenwartskunst zu erwerben und einzugliedern. Hierzu gehören unter den ausgestellten Neuerwerbungen die beiden Gemälde „Schmerz“ von Berke und „Kreuzabnahme“ von Kunz. Beide Künstler wagen sich in die Nähe der religiösen Kunst, ja es würde keine Überraschung hervorrufen, wenn man den Bildern im Rahmen eines Stationsweges begegnete. Beide aber reden nicht einfach von dem Gegenstand ihrer Darstellung, sondern errichten zwischen sich und ihm eine Art von Schutzvorrichtung in Gestalt formalkünstlerischer Bestände. Bei Berke ist es ein taschistisches Strich-Schema, bei Kunz ein Linien-Gittergefüge, eine ornamental weitergebildete Diagonalteilung. Die Kunst dient hier nicht zur Verwirklichung des Themas, sondern ist eigentlich zu einem „Gegenthema“ verselbständigt. Sie ist eine Stätte der Zuflucht vor der übermächtigen Gefühls- und Gedankenwelt des Themas. Sind diese Bilder Dokumente unserer Zeit, so ist es leicht, die Stilform der Gegenwart zu definieren: Wir leben im Zeitalter des Manierismus!

Mit den Beständen der „Modernen Galerie“ wächst auch die Raumnot, und so wächst auch mit der Freude über die künstlerische und kunstpädagogische Bedeutung der Sammlung das Bedauern darüber, daß ihr keine Möglichkeit gegeben ist, sich in der Stadt, in der sie zu Hause ist, als wohlgeplantes und wohlgeordnetes Dokumentarwerk der modernen Kunst zu zeigen. Insofern sind wir einen Schritt weiter gekommen, als wenigstens über die Pläne für einen Galerienebau Klarheit geschaffen worden ist. Leider heißt diese Klarheit: Es wird keiner gebaut werden. So wird es also weiterhin so sein, wie der Vertreter des Kultusministers bei der Eröffnung der zuletzt genannten Ausstellung mit der Ironie desjenigen sagte, dem zwar Einsicht, aber keine Macht gegeben ist: Wer die Saarbrücker „moderne Galerie“ wirklich sehen will, wird auch weiterhin die Gelegenheit abpassen müssen, daß sie vielleicht auf einer Weltreise in Rio zu sehen ist.

Vom 28. Januar bis zum 5. März veranstaltete das Museum eine große Ausstellung mit Ölgemälden Fritz Zolnhofers. Es war eine Jubiläumsausstellung anlässlich des vollendeten 65. Lebensjahres des saarländischen Künstlers. Zolnhofers graphisches Werk war schon vor drei Jahren an der gleichen Stelle gezeigt worden; doch erwies sich nun, daß seine stärkere Leistung doch die Malerei ist. Die Ölfarbe ist sein eigentliches Ausdrucksmittel. Er bedarf ihrer nicht nur we-

gen der weiten Spanne ihrer rein optischen Skala, sondern auch wegen ihrer Eigenschaften als materieller Paste. Das große Werk, in einer Zeitspanne von 45 Jahren erarbeitet, war ehrfurchtgebietend, es war ein Dokument der Unermüdlichkeit und der Eigenständigkeit. Welch eine Leistung, eine ganze Welt menschlichen Daseins neben die reale Welt unseres Alltags zu stellen, dazu noch eine, die sich nicht als Asyl der Träume vom Realen abwendet, sich vielmehr mit ihm als dichterische Deutung auseinandersetzt! Und welch eine Leistung, unbeirrt am Eigenen festzuhalten und sich ohne Originalitätssucht nach eigenen Gesetzen zu entwickeln! Denn die Frage woher er es hat, von wem er abstammt und wie er einrangiert werden soll, kann nur so beantwortet werden: Zolnhofen! Was tut es, daß manchmal an Vlaminck gedacht werden kann, gelegentlich auch, bei späteren Werken, an Marie Laurencin! Das ist mehr Zufall als tiefere Übereinstimmung, und es ist auch nicht das Beste, was solche Assoziationen auslöst.

Schon früh hat der Künstler seine Form und damit auch sein Thema gefunden: Nur die „Wagenkipper“ von 1922 hatten ein Bewegungspathos, das herakleische Aktivität zu preisen schien, dann sieht man bei Zolnhofen die Menschen nur noch passiv in der Bahn ihres Schicksals treiben. Dem erlebten Alltag entsprechend, sind sie für lange Zeit Bergleute. Offenbar aber sind sie nicht die „Erniedrigten“ und „Enterbten dieser Erde“ im Sinne sozialer Anklage, sondern Sinnbilder allgemeiner Menschheit. Schon früh taucht die Straße auf, jenes breite, aus perspektivischer Weite kommende Band, auf dem sie namenlos und gesichtslos dahingleiten, vielfach zusammengeschoben wie Treibendes auf dem Strom. Dabei erscheint auch bald das Zolnhofersche Blau, das charakteristisch mit Schwarz gesättigt ist und die Symbolbedeutung des Schicksalsstromes hervorhebt.

Die zusammenfließenden Farbflächen und das wie Strandgut angeschwemmte kleinförmige Geschiebe, das gelegentlich, besonders bei den späteren Arbeiten den Charakter ungeordneten Schmucks annimmt, sie finden alle einen Halt an den großen Umrißzügen, die aus dem Vielerlei das Bild machen. Sie wirken wie Staumauern, die verhindern, daß eintönige Regellosigkeit die ganze Fläche überschwemmt. Sie häufen die Formen an manchen Stellen an wie in Auffangbecken und halten andere Stellen fast leer. Auch siedeln sich die kleinen Formen gerne an diesen Umrissen an, als fürchteten sie, in die Weite der Fläche hinauszugleiten. Der Gegensatz von Gebaltem und Entleertem steigert sich bei den bedeutenden Arbeiten vom Anfang der fünfziger Jahre bis zur dunklen Silhouette vor völlig entblößtem Hintergrund.

Alle Bilder haben einen Inhalt, darin liegt Zolnhofers Eigenart. Weder ist dieser Inhalt ein nachträglich erklügeltes Aperçu noch ist die Malerei eine Illustration zu vorgefaßter Moralpredigt. Inhalt und Form entstehen gleichzeitig, der menschenfreundliche Grübler denkt malend. Sein Grundthema bleibt stets das gleiche, die Einzelausprägung ist variabel. Manchmal baut sie auf unmittelbar Erlebtem auf, manchmal greift sie aus ins Allgemeine und Mythische. Variabel ist auch die stets stark mitsprechende Gefühlshaltung, die zwischen Trauer und Heiterkeit schwankt. Der oben angedeutete Bildbau trägt zum Ausdruck dieser Gefühlsanteilmahme in der Art bei, daß zwischen den Extremen einer quälenden Überfüllung und einer ängstigenden chaotischen Leere ein wohlthuendes Gleichgewicht von Fülle und Weite steht. Dann wirkt der Rhythmus des An- und Abswellens wie ein leichtes Atmen, als gebe es weder Qual noch Angst. Das sind die klassischen Augenblicke im Schaffen Zolnhofers. Sie sind nicht häufig; und wie könnte auch ein solcher Künstler das Leben leicht nehmen! Wo immer er dem Leben begegnet, rührt und bekümmert es ihn.

Anders als der Agfa-Color-Tourist üblichen Schlags brachte dieser Spanienreisende das Bild der Blinden von Madrid mit als ein Symbol menschlicher Beschwernis und das ergreifende Bildnis des armen Ritters Don Quichotte mit seinem Pferd, das aussieht wie ein blinder Grubengaul.

DIE EISENINDUSTRIE IN DER DEUTSCHEN BALLEI VON 1600 BIS 1632

VON HENRI HIEGEL

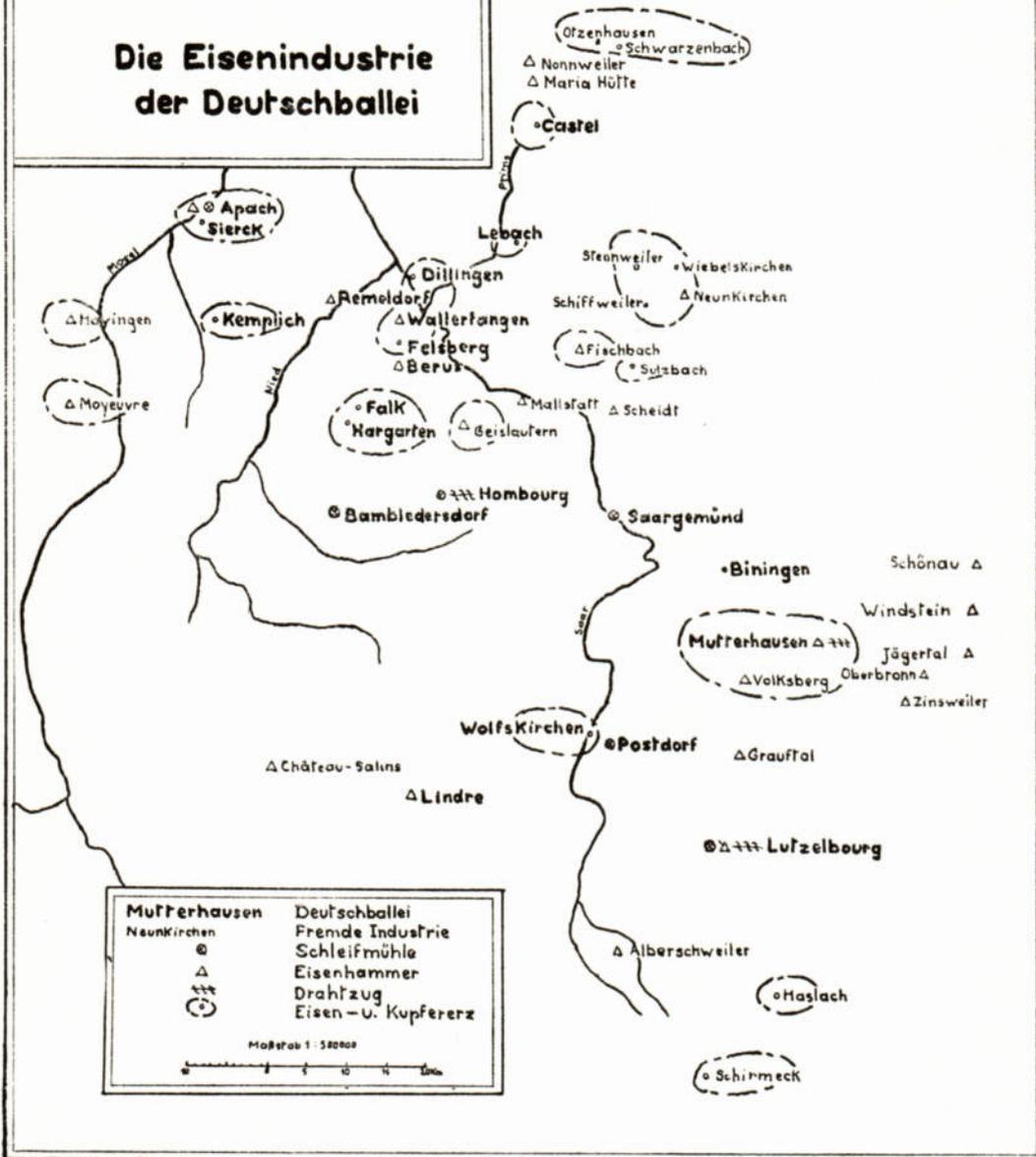
Die Deutsche Ballei, einer der drei Hauptverwaltungsbezirke des Herzogtums Lothringen, der eine Fläche von 4270 qkm hatte und um 1600 9006 besteuerte Feuerherde zählte, wies nicht nur zahlreiche Glashütten, wie wir es schon gezeigt haben¹⁾, sondern auch bedeutende Eisenwerke auf.

1. Die Eisenindustrie in der Gegend von Sierck

Im Jahre 1565 entdeckte Louis de Ricque, Ingenieur der Eisenbergwerke von Virton, ein Erzlager in der Nähe von Sierck²⁾. Johann von Nohn, Bürger der Stadt Sierck, errichtete im Jahre 1560 eine Schleifmühle (*un moulin à aiguiser ou à émoudre du fer*) auf dem Bache von Apach, gegen Zahlung eines Bodenzinses von einem Franken. Diese 1600 an Nicolas Schmitt und 1605 an Peter Oudern aus Apach verkaufte Mühle bestand noch 1610³⁾. Louis Pierron, Herr zu Bettainvillers und Moyeuve, herzoglicher Hüttenmeister zu Moyeuve von 1596 bis 1614, wurden im August 1609 und im Mai 1611 ermächtigt, nach Erz bei Hayingen und im Verwaltungsbereich Sierck zu suchen⁴⁾. Herzog Heinrich II. verkaufte ihm das Holz des sogenannten Kodenbusches auf dem Bann Kemplich, nämlich 556 Morgen für 8908 Frs, den Morgen zu 16 Frs, sodann das Holz in den Wäldern Schwarzbuch bei Leuken und Martinsholz, gegen Sierck zu, und der Dörfer Büschdorf, Effft und Hellendorf bei Perl, nämlich 1632 Morgen für 17 901 Frs, unter der Bedingung, das Holz innerhalb von 18 Jahren zu entfernen und auch die jungen Hagebuchen und das andere Reisholz als Ofenkohlen zu verwenden. Außerdem war es dem Hüttenmeister erlaubt, nach Eisenerz im Umkreis von drei oder vier Meilen oder ganz in der Nähe von Sierck zu schürfen und außer den Meilern auch Eisenöfen und die dafür notwendigen Gebäude an den dazu geeigneten Bächen zu errichten. Sollte er nicht genügend Erz vorfinden, so könne er solches von Moyeuve bis nach Sierck auf der Mosel verfrachten. In den genannten Wäldern könne er außerdem der Weide genießen⁵⁾.

Im Jahre 1616 kaufte Louis de Bettainvillers wiederum das Holz in den Wäldern des neu gegründeten Dorfes Kalemburg. In demselben Jahre errichtete er einen Eisenhammer in Apach. Er kaufte 1620 die Schleifmühle sowie 1600 Morgen Holz für 16 000 Frs in dem sogenannten St. Landweinwald, welcher der Abtei Mettlach gehörte. Im Januar und März 1629 beschwerten sich die Einwohner von Effft und Hellendorf, daß der Hüttenmeister ihnen den Holzschlag, den Weidgang und die Eichelmast in dem Schwarzbuch und dem Martinsholz wegnähme; daher ordnete die lothringische Rechnungskammer Ende September an, daß diese Wälder zwischen Louis de Bettainvillers und dem Grafen von Sulz, Herrn zu Meinsberg, zu verteilen seien. Die Einwohner von Kemplich beklagten sich ebenfalls über Louis de Bettainvillers. Im August 1609 hatte nämlich die Rechnungskammer ihm für 8908 Frs das Holz von 556 Morgen des Kodenwaldes oder des Kodenbusches, eines Hochwaldes aus Eichen und Buchen, verkauft. Er sollte das Holz in einer Zeitspanne von 8 bis 14 Jahren abhauen lassen und, wenn er Eisenerz in einer Runde von 4 Meilen vorfände, hier einen Eisenofen erbauen. Mit den Untertanen von Kemplich genoß er den Weidgang in diesem Walde, mit Ausnahme des Jungholzes von weniger als sechs Jahren⁶⁾. Louis de Bettainvillers nahm noch 1632 Ausstockungen in Kemplich vor. Er starb 1638.

Die Eisenindustrie der Deutschballei



Müffterhausen	Deutschballei
Neunkirchen	Fremde Industrie
⊙	Schleifmühle
△	Eisenhammer
⊠	Drahtzug
⊙	Eisen- u. Kupfererz
Maßstab 1 : 50000	

2. Die Eisenindustrie im Schaumberger Land, bei Berus, Wallerfangen und Busendorf.

Die Gebrüder Johann Schweighart und Johann-Adam Vogt von Hunolstein, Herren zu Merxheim und Soetern, beuteten seit 1580 einen Schmelzofen in der Nähe von Braunshausen, zwischen Kastel und Nonnweiler im Primstal aus. Sie nannten ihn Mariahütte. Dieselben erlaubten 1591 gewissen Einwohnern von Mettnich und Braunshausen, Erzgruben bei Schwarzenbach und Otzenhausen zu eröffnen und einen Eisenhammer bei Nonnweiler zu bauen ⁷⁾. Von März bis April 1611 ließ der Amtmann von Schaumberg auf Anordnung der Rechnungskammer von zwei Bergmännern aus Thillot in den Vogesen und von anderen Arbeitern Nachforschungen über das Vorhandensein von Eisenerz in den Berghöhen zu Kastel vornehmen und stellte ihnen dafür die notwendigen Geräte und das Unschlitt. Die Nachschürfungen wurden von April bis September 1612 wiederholt. Der Verwaltungsrat Rennel berichtete im Juli 1621 der Rechnungskammer, daß 1617 und 1618 vier Bergmänner in diesen Berggängen gearbeitet hätten und die Metallmutter des Erzes reich und sehr gut sei. Man sollte also das Erzlager verpachten und das Erz aus Mangel an Holz nach dem Trierer Land ausführen. Der Rat sah noch an Ort und Stelle die Spuren eines alten Eisenhammers und Schlacken. Deshalb wurden die Eisenbergwerke von Kastel an François de Lenoncourt-Blainville, Herrn zu Gondrecourt und *Comte du Saint Empire*, verpachtet. Dieser heiratete später Antoinette de Savigny, Tochter von François de Savigny und Anne-Marie von Braubach, aus Dillingen ⁸⁾. Er starb 1664. Im Juli 1582 erlaubte Graf Philipp von Nassau, Eisenerz von Dillingen nach den Eisenschmelzen der Grafschaft Nassau-Saarbrücken einzuführen. Im August 1583 ließ Herzog Karl III. von Lothringen das Eisenerz von Dillingen und Lebach in den Eisenöfen von Moyeuve untersuchen. Daher kamen zwei Bergmänner aus Moyeuve nach Dillingen, um die Erzlager zu erkennen. Im Oktober erklärte der Auditor der Rechnungskammer, René de Laruelle, im Namen des Herzogs, er habe während zwölf Jahren eine jährliche Summe von 1000 Frs an Wilhelm Krantz von Geispolsheim, Herrn zu Hellimer und Deutschbellis, und Johann von Helmstatt, beide Vormünder und Verwalter der Güter des Wilhelm Martzloff, Baron von Braubach und Herrn zu Dillingen, zu zahlen. Das Erz wurde wahrscheinlich auf Saar und Nied nach dem herzoglichen Eisenhammer zwischen Remeldorf und Niedaltdorf verfrachtet ⁹⁾.

Im gleichen Monat vertrat sich René de Laruelle mit Franz Thouvenin, Abt zu Busendorf, um dem Schmelzofen zu Remeldorf 2500 Morgen Holz, den Morgen zu 18 gros, in dem Hochwalde Kallenhoven zu Filsdorf zu sichern. Der Abt reservierte aber ausdrücklich 500 Morgen für das ewige Holzrecht des Dorfes Filsdorf und der Abtei. Ähnliche Verträge wurden mit dem Prior von Rettel wegen eines Waldes bei Colmen, mit dem Abt von Freistroff wegen eines kleinen Hochwaldes in der Nähe der Einsiedelei St. Oswald und wegen des Waldes zu Filsdorf und mit dem Abt von Villers-Bettlach wegen des Waldes von Bibiche oder Bibersheim abgeschlossen. Im letzteren Wald, welcher dem Herzog und der Abtei gehörte, sollten 3300 Morgen Holz, zu zwei Frs den Morgen, gehauen werden; die Abtei nahm sich das Recht, darin Bauholz zu nehmen und 100 Schweine zu mästen. Sollte der Eisenhammer nicht errichtet werden, so würde der frühere Gemeinbesitz wiederhergestellt werden. Wegen dieses Reichtums an Holz wurde der Hammer bei Remeldorf errichtet und nicht in Dillingen selbst. Erst 1685 sollte hier ein Eisenhammer entstehen ¹⁰⁾.

Im Jahre 1617 schickte der Bergrichter der Azuritgruben von Wallerfangen, Johann Beiller, Erzfunde an den Hüttenmeister von Geislautern und Neunkirchen, Paul Peltre von Ludweiler, um sie untersuchen zu lassen. Die Überprüfung ergab, daß Eisen mit anderem Metall, besonders mit Kupfer vermenget, sehr reichhaltig und in großen Mengen vorhanden, aber nach der Reinigung

nicht mehr flüssig und schmelzbar war¹¹⁾). Der Rat Rennel stellte 1621 fest, daß gutes Eisenerz sich im Limberg bei Wallerfangen befände, daß aber wahrscheinlich die Unkosten der Ausbeutung den Gewinn überstiegen¹²⁾). Im Oktober 1602 verpachteten die Herren von Berus, Graf Karl von Hohenzollern-Sigmaringen und seine Frau, Gräfin Elisabeth von Cullenburg, sowie Graf Georg von Nassau-Catzenelnbogen und seine Frau, Amalia von Nassau-Saarbrücken, für 30 Jahre an Landwein Bockenheimer, Verwaltungseinnehmer von Wallerfangen, und Henri Philippe aus Nancy, Kammerdiener des Herzogs, einen Platz, wo sie Eisenöfen errichten könnten. Im September 1613 forderte Landwein Bockenheimer von der Pfandfrau von Berus, Gräfin Jutta von Hattstein, vor Gericht die Erlaubnis, die Hütte zu bauen, jedoch ist die Sache noch 1616 nicht vor dem Deutschbellis entschieden¹³⁾).

3. Die Azuritbergwerke zu Wallerfangen

Der Bergbau auf Azurit, Kupferlazur oder Bergblau, das man als Farbstoff verwandte, wurde, soweit es uns bekannt ist, seit 1285 in Wallerfangen von Bergleuten betrieben, welche eine eigene Zunft bildeten. Das geschah noch 1570 bis 1584 unter dem Bergrichter Johann Bockenheimer, der zugleich Einnehmer des Verwaltungsbezirkes Wallerfangen war, von dem Herzog Karl III. im Jahre 1579 wegen seiner Verdienste in den Adelsstand erhoben wurde und verschiedene Besitztümer in Roden, Siersberg und Dillingen hatte¹⁴⁾); damals scheint die Ausbeutung bedeutend gewesen zu sein. Im Jahre 1576 schickte der Bergrichter Kupferlazur und Bergblauasche nach Nancy für den Anstrich des herzoglichen Archivraumes. Noch 1583 suchten Bergleute nach anderen Azuritvorkommen in der Umgebung von Wallerfangen¹⁵⁾). Im Jahre 1584 folgte Bockenheimers Sohn Landwein seinem Vater als Einnehmer zu Wallerfangen, und 1587 sein Neffe, der Wirt Philipp Bockenheimer, als Bergrichter, damit die seit 1584 erfolglosen Schürfungen nach neuem Kupfererz fortgesetzt würden. Man kaufte u. a. verschiedene Leitern, um das Erz aus der Tiefe zu ziehen¹⁶⁾).

Die Rechnungskammer befahl 1590 Landwein Bockenheimer, das beste Kupferlazur in Form von Streusand oder Stein nach Nancy zu schicken, und 1591 wurde wieder im Bergbau gearbeitet. Im Jahre 1592 werden auch Einnahmen des Zehnten von Wallerfanger Azurit erwähnt; dort waren vier oder fünf Arbeiter beschäftigt¹⁷⁾). Der Bergrichter ließ 1596 drei Bergknechte, auch Blauknechte oder „Blaugraver“ genannt, in dem Bergwerk zu Limberg, in der Feldgrube oder Pferdegube und bei der krummen Eiche Schürfungen vornehmen. Der Gewinn betrug nur 284 Frs, denn es mußten Pickel, Hämmer, Bottiche und ein Azuritschlitten angekauft werden. Von 1596 bis 1602 gruben die Bergmänner Friedrich Steinmetz und Johann Gassener in vier Stollen. Im Jahre 1598 wurde der sogenannte Hirschaal des herzoglichen Palais mit Kupferlazur aus Wallerfangen ausgemalt¹⁸⁾). Schon 1599 wurde kein Bergblau mehr abgesetzt, im nächsten Jahre dagegen einiges an den Abt zu Busendorf verkauft oder nach Nancy verschickt¹⁹⁾). Johann Gassener hatte allerdings nur drei *bichets* Kupferlazur vorgefunden. Im Jahre 1601 nahm der Siercker Burghauptmann Hartard de Palland 27 Azuritsäcke nach Luxemburg mit, um sie dem Grafen von Mansfeld zu übergeben. Der Herzog verschenkte 45 Säcke an Frau de la Barre, Edeldame der Herzogin von Bar und Lothringen, aber noch lagerten in Wallerfangen 21 Tonnen oder Fässer rohes und 215 Säcke ungeläuterter Kupferlazur²¹⁾). Im Jahre 1602 fanden Johann Gassener und ein Bergmann von Rockershausen bei Völklingen eine Tonne und drei *bichets* Bergblau in Form von Körnern, und Herzog Karl III. ließ den „hohen Weg“ nach Trier ausbessern, um die Ausfuhr des Azurites zu fördern²²⁾). 1603 arbeiteten wieder drei Bergmänner mit Joh. Gassener im Stollen Homburg, Humburg oder Homrich, Christophe aus Kerlingen im Stollen nach Gisingen zu und Hans Bremermacher im Flur Heilige Maria. 1607 ließ man aus dem Köllertal den Bergmann Simon Moser kommen²³⁾). Die sogenannte „Pompe funèbre“ Karls III., die von Claude La-

relle ausgeführt wurde, erwähnt 1608, daß es in Wallerfangen Silber-, Blei- und besonders Azurit- oder besser Azuritbergwerke gäbe²⁴). Im Jahre 1609 befahl die Rechnungskammer dem Einnehmer von Wallerfangen, dem Berg-richter Philipp Bockenheimer 260 Frs vorzustrecken, damit er die Arbeiter bezahlen könne. Es wurden fünf *fouraux* Bergblau, zu 12 Frs den *foural*, nach Metz und Verdun verkauft. Weil die Schürfungen ohne Erfolg geblieben waren, beauftragte Herzog Heinrich II. eine Frau, Beatrix Volmar, die sich mit den geheimnisvollen Wissenschaften beschäftigte, sich zu einem Doktor der Medizin nach Hagenau zu begeben, damit dieser ihr gewisse Proben und Zauberformeln übergäbe, die zur Ausbeutung der Azuritgruben zu Wallerfangen dienen könnten²⁵). Hans Gassener fand 1610 wieder zwei *bichets* von Bergblau in Körnern, der Einnehmer verkaufte 24 Säcke und verschenkte sechs weitere auf Befehl seines Herrn²⁶).

Derselbe Arbeiter fand noch 1611 ein Halbfoural Kupferlazur, aber 1612 und 1613 nichts mehr²⁷). 1614 ließ der Berg-richter Philipp Bockenheimer erneut Simon von Hostenbach im Bergbau arbeiten, und die Rechnungskammer befahl dem Einnehmer von Wallerfangen, Alexander Bichelberger aus Saargemünd, das nötige Geld vorzustrecken, mit dem Bemerkten, es wäre tadelnswert, den Azuritbergbau in Verfall geraten zu lassen, zumal es an Bergblau für die Zeichenkunst mangle²⁸). Der Bergmann sollte das Holzhäuschen, das man Blauberg- oder Läuterei nannte und das mit einem Schornstein und mit Estrich versehen war, zwischen dem Limberg und dem Hanselberg wiederherstellen, um die gewonnenen Kupferkörner zu läutern, und auch Pickel, Hämmer, Beile, Seile, Kübel, Siebe, Kessel, Aschen oder Holzkohlen und Seife in Straßburg und Nancy einzukaufen, um den Kupferlazur zu läutern. Der Berg-richter bemühte sich auch, das Herstellungsverfahren des Azurites durch einige der ältesten Frauen niederschreiben zu lassen, wie es der Herzog anordnete, damit mit der Zeit das Geheimnis der Läuterung nicht außer Übung gerate²⁹). Damals waren die Vorräte auf 29 Tonnen angestiegen, und es wurden einige zum Preise von 288 Frs pro Tonne verkauft³⁰). Dem Einnehmer von Wallerfangen wurde aus Nancy einiger Kupferlazur zurückgesandt, da er zu sandig war.

Im Jahre 1615 arbeiteten mehrere Bergleute, so Simon Moser, Johann von Markkirch oder Sainte-Marie-aux-Mines, Johann von Trier, Christoph Flieher aus Tirol, Adam Rupprecht aus Friedensstadt in Tirol und Claus Leinenweber, ebenfalls aus Tirol, während zehn Wochen im Bergbau zu Wallerfangen, besonders um das einsickernde Wasser aus den Stollen zu entfernen. Ein Seiler aus Roden lieferte ein Seil, das 24 Pfund wog, sowie vier andere kleinere Seile. 402 Säcke roher sandiger Kupferlazur wurden in einer Azuritmühle zerkleinert, die in der Nähe einer Lohmühle nach dem Muster einer alten Azuritmühle von 1556 errichtet war. Eine feinere Zerkleinerung fand dann in Handmühlen statt. Der schwere Azurit wurde von leichteren Gesteinskörnern in irdenen Schüsseln getrennt. Dann wurde der Azurit mit Seifenlauge und Holz- oder Aschenlauge im Kessel gekocht und gewaschen. Frauen führten das Sieben und das Kochen aus. Die Rechnungskammer streckte dem Berg-richter 750 Frs vor. Außerdem gab er noch 514 Frs aus. Die Einnahmen beliefen sich aber nur auf 1034 Frs³¹). Im April desselben Jahres waren drei Bürger zu Wallerfangen ermächtigt worden, eine neue Azuritmühle außerhalb der Stadtmauern zu errichten³²).

Der Einnehmer von Wallerfangen hatte 1616 in Verwahrung 26 Tonnen Kupferlazur in Körnern und 402 Säcke geläuterten Azurits. Simon Moser bekam als Meister der Arbeiter eine wöchentliche Entlohnung von sechs Frs und die Arbeiter vier Frs. Herzog Heinrich II. schickte dem siebenjährigen Berg-richter, der seinen Beruf seit 1587 ohne Entlohnung ausübte, eine beträchtliche Belohnung³³). Im Jahre 1617 kaufte Peter Peltre, Kaufmann aus Metz, Bergblau in Wallerfangen ein³⁴). Rechnungsrat Rennel, der zum Kommissar der Aufwertung der herzoglichen Einkünfte ernannt war, beauftragte André Grobart von

den Bergwerken zu Worms, die Bergstollen und die Läuterei von Wallerfangen zu besichtigen. Im Jahre 1619 beliefen sich die Einkünfte nur auf 30 Frs, wenn auch dieser Betrag wahrscheinlich nur den herzoglichen Zehnten darstellt. Adam Rupprecht arbeitete 1619 und 1620 in dem Bergwerk auf dem Blauberg bei Wallerfangen zwischen dem Blaufels und St. Barbara³⁵⁾. Im Jahre 1620 ersetzte Johann Beiller den Bergrichter Philipp Bockenheimer, jedoch schon seit 1619 war der Bergbau in Pacht gegeben, und der Erlös wurde dazu verwandt, um andere Vorkommen zu suchen und zu graben.

Rechnungsrat Franz Rennel verfertigte einen ausführlichen Bericht über die Wallerfangener Bergwerke: Seit einiger Zeit hätten sie nichts mehr eingetragen, und jetzt überstiegen die Ausgaben die Einnahmen. Jedoch sollten die Schürfungen wegen der Berühmtheit dieser Industrie fortgesetzt werden. Den Kupferlazur fände man unter drei Formen. Zunächst als Metallmutter des Kupfererzes oder im roten oder weißen, einen Ellenbogen dicken Sandstein, worin die Azuritkörner wie Sterne glänzten. Das sei einfacher oder fahler Kupferlazur. Die zweite Art Bergblau werde mittels Schachtbau gewonnen, indem man senkrecht in die Tiefe gehe wie beim Bergbau auf Silbererz. Dies sei das reichere und starkfarbige Bergblau, das sich in Form von Körnern in schwerer toniger Erde befinde. Man ziehe den besten Kupferlazur aus den roten Böden des Berges zu Wallerfangen und das gewöhnliche Azurit aus den Sandsteinböden des Felsberges, welcher den Hohensaxen, den Herren von Berus, gehöre. Man habe an mehreren Stellen bei Wallerfangen Bergblau dieser Art gefunden, wie leicht aus den Spuren von Schächten zu erkennen sei, die dort noch vorhanden, aber jetzt infolge der Ungunst der Zeiten und der Unterbrechung des Betriebs eingestürzt seien. Die dritte Art Kupferlazur befinde sich in dem harten Gestein, woraus es aber schwer sei die Körner zu entfernen. Der Kommissar sagte ferner aus, er wisse nicht, ob man die Zugänge in solchen Bergen bei Wallerfangen so eng baue, weil man glaube, man müßte sie auszimmern, wenn man sie weiter baue, was große Unkosten verursache, oder ob man auf Grund langjähriger praktischer Erfahrungen zu der Ansicht und Erkenntnis gekommen sei, daß man sie wegen anderer Unzuträglichkeiten nicht erweitern könne. Die Luft in den Stollen sei schlecht. So könnten die Bergleute nicht länger als vier Stunden am Tage, nämlich zwei Stunden früh und zwei Stunden abends, darin aushalten, weil sie fürchteten, vom Wetter getroffen zu werden. Deshalb schlug Rennel vor, wenigstens die Eingänge zu erweitern, um das Quantum Luft zu erhöhen, denn in Thillot und Sainte-Marie könne man sechs Stunden lang ohne Unterbrechung arbeiten. Dazu höre man, nach dem Volksglauben, in den Stollen oft das Bergmännel und andere unterirdische Geister. In der Mitte des Bergabhanges zu Wallerfangen sah Rennel die Überreste eines Schlosses, das in einem Kriege des Kurfürsten von Trier gegen den Herzog von Lothringen zerstört wurde und dessen Brunnen sehr reiches Azuriterz enthielt. Weil man ihm das Trinkgeld verweigerte, gab der letzte Läuterer das Geheimnis der Arbeit nicht bekannt. Rennel hatte das Kupfererz in Nancy und in Wallerfangen selbst durch Gaspard Grobart aus Worms untersuchen lassen, und beiderseits kam man zu der Erkenntnis, daß der Wallerfangener Bergblau sehr reichhaltig sei. Damit die Ausbeutung rentabel werde, solle man den Arbeitern nur eine wöchentliche Entlohnung von 3 bis 3½ Frs geben, denen in Thillot und Sainte-Marie würden 27 bis 30 gros bezahlt. Auch müsse die Quantität des ausgebeuteten Azuriterzes in Betracht gezogen werden. Weil der Herzog die Bergwerke nicht ordentlich ausbeuten könne, so sei es ratsam, sie in Pacht zu geben. Wenn auch, entgegen verschiedenen Behauptungen, die Bergblaukörner von Wallerfangen kein Gold enthielten, so sei aber die Qualität des Kupferlazurs ausgezeichnet: es sei ein himmelblau glänzender Azurit³⁶⁾.

Im Jahre 1621 kaufte Claude Martin, Factor des Kupferhammers zu Nancy, 1800 Pfund rohes Bergblau zu 25 Frs das Hundert³⁷⁾. Im darauffolgenden Jahre kauften Handelsleute aus Lüttich und Amsterdam sowie ein Färber aus Metz

Kupferlazur in Körnern³⁸). Der Bergrichter ließ 1623 Simon Moser und Adam Rupprecht zu 3 Frs die Woche arbeiten. Der Einnehmer zu Wallerfangen streckte noch 450 Frs vor. Die Lüterei wurde wenigstens durch ein Strohdach geschützt. Die Rechnungskammer ließ wieder 40 Pfund Bergblau nach Nancy schicken. 1625 und 1626 wurde wenig gearbeitet, aber 1627 und 1628 ließ der Bergrichter Joh. Beiller wieder einen Bergmann nach Kupfererz suchen und mehrere Frauen das Bergblau mit Seife, Unschlitt, Espenasche und Öl auswaschen. Noch 1629 ordnete die Rechnungskammer an, daß die Schürfungen fortzusetzen seien und die Eingänge erweitert würden³⁹). Im Jahre 1636 bat ein Bürger von Wallerfangen den Herzog Karl IV., ihn zum Meister der Kupferlazurbergwerke zu ernennen, aber 1669 kam der Bergbau endgültig zum Erliegen.

4. Die Eisenindustrie in der St. Avolder Gegend und in der Grafschaft Nassau-Saarbrücken

Im Januar 1622 erlaubte der Abt zu Lubeln den Mönchen, auf dem Bach von Baumbiedersdorf ein Wasserrad zu errichten, um allerhand Geräte, wie Beile, Sicheln und Messer, zu schleifen, aber das Rad sollte keine andere Bestimmung erfahren. Die Mönche überließen es 1624 Simon Marechal unter der Bedingung, daß er am Stephanstag dem Kloster ein großes Beil gäbe und der Ortsmühle keine Schwierigkeiten mache⁴⁰). Im Jahre 1611 wurde Louis Joly, dem Kammerdiener Herzog Heinrichs II., und seinen Gesellschaftern erlaubt, einen Berg in der Nähe von Bischofshomburg umzuwühlen und auszugraben, um verschiedene Erze, wie Silber, Kupfer und Eisen, zu gewinnen, *à labourer à leurs frais, fouiller et tirer du minerai, soit d'argent, cuivre ou autres métaux*⁴¹). Der Bergrichter von Thillot, Jean Simon, und ein Arbeiter suchten eine Woche lang nach Erz auf dem Banne von Homburg⁴²). Im Jahre 1625 taten drei Bergmänner das gleiche in der Försterei Homburg, und ein Untertan errichtete nahe bei der Stadt einen Drahtzug (*une tréfilerie*)⁴³). Mit der Erlaubnis der Prinzessin Henriette von Pfalzburg errichtete ein Schmied aus St. Avold 1628–1631 auf dem Bach des Klosterweges eine Schleifmühle (*une usine meulière ou à aiguiser les taillants*)⁴⁴). Der Renteneinnehmer des Bezirkes Wallerfangen wandte im Februar 1620, laut einer Anordnung der Rechnungskammer, die Bergwerksordnung von Thillot bei Bussang auf die von Augustin Stock geleiteten Arbeiter zur Erforschung der Bleigruben zu Falk und Hergarten⁴⁵) an. Die an die Deutsche Ballei angrenzende Grafschaft Nassau-Saarbrücken besaß sehr gewichtige Eisenhütten. Im Jahre 1592 erlaubte Graf Johann IV. von Nassau-Saarbrücken Georg Sturz und Hans Claus Arnet, die Eisengruben zu Fischbach, Sulzbach und Geislautern auszubeuten und auch Eisenschmelzen und Eisenhämmer zu erbauen⁴⁶). Im August 1582 ermächtigte Herzog Karl III. Johann Katho und seinen Sohn, Pächter der Hütte zu Geislautern, das Erz in Dillingen zu nehmen. Graf Philipp III. von Nassau verpachtete 1585 für 20 Jahre an Johann Katho und Georg Leonard, Bürger zu Heidelberg, das Werk, die Schmelze, die Mühle, mit der das Erz zerstampft wurde (*le moulin à bocarder*), und das Recht, das Eisenerz an der Rossel und der Lauter in der Nähe von Geislautern zu graben. Im Jahre 1590 stellte man Gußeisen in einem Hochofen her. Das Erz rührte teilweise vom Geisberg in der Nähe des Sandhofes her, welcher im Besitz der Abtei Wadgassen war. Ludwig von Nassau-Saarbrücken schloß im Jahre 1605 einen neuen Pachtvertrag gegen einen Zins von 300 Frs mit den lothringischen Hüttenunternehmern Nicolas Unbeheudt und Robert Maupassant aus Metz. Der letztere leitete von 1572 bis 1578 die Hütte von Moyeuve. Der Graf leitete seit 1610 das Werk selbst. Paul Peltre, der wahrscheinlich mit dem Forstmeister und Wirtschaftler Johann Peltre aus Dieuze verwandt war, übernahm 1617 die Führung der Werke zu Geislautern und Neunkirchen.

Im März 1619 erlaubte Ludwig II. von Nassau-Saarbrücken dem Johann Volk-range aus Diedenhofen, 50 bis 100 eiserne Stangen und Barren (*fers=saumons*)

in dem Werke von Geislautern anfertigen zu lassen. Ostern 1621 wurde dieses Werk während 30 Jahren für einen Zins von 1600 Gulden an François Devaux, Herrn zu Lozange und Vogt zu Bassenach, verpachtet, welchem König Philipp IV. von Spanien 1622 und 1630 erlaubte, Eisenerz aus Hayingen, in der Nähe der Gruben von Louis de Bettainvillers, über die Mosel und die Saar zu verfrachten⁴⁷⁾. Graf Ludwig von Nassau-Saarbrücken beauftragte 1593—1597 den französischen Edelmann Arnaut, andere Eisenhämmer in der Grafschaft, u.a. den zu Neunkirchen, zu gründen, jedoch befahl König Heinrich IV. dem Edelmann 1602, nach Frankreich zurückzukehren⁴⁸⁾. Der Graf leitete selbst die Hütte von Neunkirchen von 1597 bis 1603, dann wurde sie 1605 an Nicolas Umbehendts, 1606 bis 1617 an Paul Peltre und 1632 an Joseph Obry verpachtet. Das Werk bestand im Jahre 1628 aus zwei Schmelzöfen und zwei Eisenhämmern mit insgesamt zwölf Arbeitern. Das Eisenerz wurde in Neunkirchen, Wiebelskirchen, Schiffweiler und Stennweiler, aber auch in Lothringen gegraben⁴⁹⁾. Andere Hütten gab es noch in Scheidt Ende des 16. Jahrhunderts und in Fischbach und Malstatt, wahrscheinlich eine Gründung von Ludwig von Nassau-Saarbrücken⁵⁰⁾.

5. Die Eisenindustrie in der Saargemünder und Bitscher Gegend

Die Saargemünder Schmiedezunft errichtete 1609 eine Schleifmühle (*un moulin à émoudre*) auf dem rechten Saarufer in der Nähe der Bannmühle, und somit brauchte sie nicht mehr die Scharschmiedemühlen zu benutzen, die sie 1547 und 1550 bei Wechingen, auf dem Bann von Auersmacher, und an der Limbach, auf Saargemünder Bann, erbaut hatte⁵¹⁾. Im selben Jahre beauftragte die Rechnungskammer Louis de Bettainvillers, Hüttenmeister zu Moyeuvre, sich nach der Grafschaft Bitsch zu begeben, um Erzlager zu erkennen und den Platz für einen Eisenhammer zu finden. Desgleichen suchte der Meister der Bergarbeiter zu Sainte-Marie-aux-Mines in dieser Grafschaft nach Silber-, Blei-, Kupfer- und Eisenerz. Nachdem er eine Grube in der Nähe von Mutterhausen im Flur „Winterhall“ angelegt hatte, fand er Eisenerz vor, das er in dem pfälzischen Eisenhammer zu Schönau zu Eisenplatten, Kesseln, Kugeln und Blech für die Salinen verarbeiten ließ. Im Jahre 1610 sammelten mehrere Arbeiter aus Sainte-Marie mit Sieben (*avec des cribles*) die Metallmutter des Erzes, das zwischen Biningen und Volksberg schon der Gießer von Schönau und Hüttenmeister eines Hammers der Grafschaft Lützelstein ausgebeutet hatte⁵²⁾. Um 1600 gab es im Bitscherland eine große Anzahl von Wagnern (*rouyers*), die Räder herstellten.

Es war die Familie Dithmar, welche die Eisenindustrie im Bitscherland einführte. Sie stammt aus Thüringen, denn 1594, als er wegen der Zugehörigkeit der Grafschaft Bitsch zum Reiche in Speier vernommen wurde, erklärt Johann-Valentin Dithmar, er sei vor 34 Jahren in Waltershausen bei Gotha in Düringen oder Thüringen geboren. Von 1577 an war er Burgvogt oder Betreuer der Artillerie und der anderen Burggeräte, von 1578 bis 1586 Hilfseinnehmer, von 1606 bis 1625 Forstmeister, von 1606 bis 1610 Einnehmer der kirchlichen Renten und von 1609 bis 1622 Einnehmer der Herrschaft Bitsch. Er hatte sich mit der Witwe des Renteneinnehmers Hans Bosch I. vermählt, die ihm wenigstens zwei Kinder gebar: ein Mädchen, das sich 1610 mit dem zukünftigen Renteneinnehmer Jean de Rogier vermählte, und einen Sohn, Peter Dithmar, der die reiche Katharina Knöpfler aus Saargemünd heiratete und von 1612 bis 1632 Einnehmer der kirchlichen Renten und von 1626 bis nach 1632 Renteneinnehmer der Herrschaft Bitsch war. Die Stadt Saargemünd nimmt 1636 bei seiner Witwe eine wichtige Anleihe auf. Aus all dem geht hervor, daß diese zugezogene Familie Dithmar es zu einem ansehnlichen Reichtum und zu einer gewissen Achtung im Bitscherland gebracht hatte und somit auch zur Förderung der Industrie beitragen konnte⁵³⁾.

Am 26. Juni 1611 erlaubte Herzog Heinrich II. dem Rentenmeister und Forstmeister J. V. Dithmar, auf dem Bache von Mutterhausen ein Eisenwerk auf-

zubauen, welches aus zwei Drahtzügen, einer Schmiede, wo das Eisen feurig auf dem Ambos verarbeitet wurde, einem Eisenhammer, einem Blechhammer, zwei Hallen, einer Kohlenscheuer, einem Hochofen und den Häusern der Arbeiter bestand. Der Hüttenmeister war berechtigt, das Erz zu suchen, wo er wollte und seine Ware selbst nach dem Ausland zu verkaufen. Mit seinen Arbeitern war er von allen Steuern, Frondiensten und sonstigen Abgaben befreit, wie es in Moyeuivre der Fall war. Die Pacht, die sich auf 12 000 Frs belief, war auf die Dauer von 12 Jahren begrenzt und zahlbar seit 1613. Sollte er nicht genügend Erz vorfinden, so konnte Dithmar die Pacht kündigen. Der Burgkapitän von Saargemünd kaufte schon 1613 in Mutterhausen Eisenstangen für die Fenster, bedauerte aber, daß die Arbeiten wegen eines Unglücks aufgehört hätten. Daher sandte Heinrich II. einen Rat der Rechnungskammer an Ort und Stelle, um nach dem Rechten zu sehen, und 1617 wurde die Pacht auf 10 000 Frs herabgesetzt⁵⁴).

Im Februar 1623 erneuerte der Forstmeister J. V. Dithmar den Vertrag für 13 Jahre, um ein Kupferwerk und eine Gießerei in der Nähe der herzoglichen Burg von Mutterhausen zu gründen. Weil das Kupfererz von Mutterhausen zu rau und unvermengt war, konnte der Pächter es anderswo im Herzogtum oder selbst im Ausland nehmen und Alteisen in Platten, Stangen oder anderen Formen ankaufen. Die Gießerei sollte sich so dicht wie möglich an den Holzkohlenhaufen befinden. Im Kupferwerk erzeugte man Messingdraht, aber keine Kupferkörnlein. Es war dem Pächter erlaubt, seine Ware außerhalb des Herzogtums zu verkaufen, unter der Bedingung, daß er die Steuern bezahle. Der Forstmeister sollte ihm das Bau- und Brandholz anweisen, in jedem Morgen sollten zehn Bäume stehen bleiben, und der Pächter sollte auch kein Holz von den Holzhändlern oder in den Wäldern nach der Saar zu nehmen. Die Gebäude waren aus Holz, Kalk, Sand und Steinen, so wie es die Gewohnheit in dieser Herrschaft war zu bauen, sollten genügend groß sein, damit die Arbeiter bequem schaffen und wohnen konnten, und sollten nach Ablauf der Pacht in den herzoglichen Besitz übergeben. Der Hüttenmeister, die Arbeiter, die Schmiede, die Fuhrmänner und Handwerksleute des Kupferhammers und der Gießerei sollten frei von jeder Steuer und Frohn sein und die Arbeiter während der Arbeit der Justiz unterstehen. Um die Arbeiter, die Pferde und das Vieh zu ernähren, pachtete der Hüttenmeister die Einnahmen der Grafschaft an Weizen, Korn, Mischfrucht, Gerste, Speltz, Hafer, Erbsen und Stroh, die er auf der Burg oder auf dem Stadtspeicher zu Bitsch lagerte unter der Bedingung, dort immer 100 Malter zu lassen. Der Hüttenmeister konnte das Kupfererz graben lassen, wo es notwendig war, nur mußte er die Besitzer des Bodens entschädigen. Ohne regelrecht gegebenen Abschied konnte kein Arbeiter des Kupferwerkes zu Nancy in Mutterhausen arbeiten. Der Pächter durfte das Metall im Herzogtum nur im Bitscherland oder im Ausland kaufen. Das Unternehmen zu Nancy hatte das Vorkaufsrecht des Kupfererzes in Lothringen. Die Pacht belief sich auf 15 000 Frs für die Gießerei und das Kupferwerk und auf 120 Frs für den sogenannten Larenardièrehof und sollte im Falle eines Unglückes oder eines Krieges eine Ermäßigung erfahren⁵⁵).

Im Jahre 1623 hatte J. V. Dithmar als Verwalter von Mutterhausen Franz Gerard, ehemals Hüttenmeister zu Schönau im Herzogtum Zweibrücken. Herzog Karl IV. befahl 1625 Nicolas de Pullenoy, herzoglichem Schatzmeister, die Summe von 1500 Frs auf die Einnahmen des Eisenhammers und des Kupferwerkes zu Mutterhausen seinem unehelichen Bruder, dem Chevalier von Lothringen, auszuzahlen⁵⁶). Wegen Mangel an Kupfererz wollte Dithmar die Pacht 1627 aufkündigen. Deshalb suchten im September und nochmals im November Christian Hildebrand von Grundershofen, Balthasar Steyer von Utweiler und Albert Pax aus Sainte-Marie nach neuem Erz; sie scheinen aber wenig Erfolg gehabt zu haben, denn 1629 beschäftigten Gießerei und Kupferwerk nur sechs Arbeiter. Im Juni desselben Jahres trat Dithmar die Pacht an Martin Herhart

aus Sainte-Marie ab, der aber bald nachher des Nachts verschwand, ohne viele Güter zu hinterlassen. Im Jahre 1632 wurden Johann Huober, Peter Beuchelet und J. V. Dithmar, welche Bürgschaft für den Hüttenmeister gegeben hatten, wegen dem Mangel an Arbeitern und den anhaltenden Kriegen der Pacht enthoben. Franz Gerard aus Schönau und der Rat der Rechnungskammer, François Royer, schätzten den Wert der zwei Hochöfen, des Drahtzuges und des Hauses, wo der messingene Draht aufbewahrt wurde, auf 1761 Frs⁵⁷⁾. Der Geometer Johann-Peter Kippert fand noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Spuren dieses Werkes im Flur „Kleinhammer“ vor. Johann-Friedrich Dithmar, Herr zu Schmittweiler und Gentersberg und Renteneinnehmer der Herrschaft von 1706 bis 1719, Urenkel von J.V. Dithmar, gründete 1723 wieder ein Eisenwerk in Mutterhausen.

In der Nähe der Grafschaft Bitsch bestanden Eisenhämmer zu Oberbronn, Zinsweiler, Schönau, Windstein und Jägertal. Im Jahre 1606 verkaufte der Graf von Hohenzollern, Pfandherr zu Bitsch, dem Grafen von Westerburg das Holz der Bitscher Waldungen, um Holzkohlen für den Hammer zu Oberbronn herzustellen. Von 1589 bis 1614 verkaufte der Bitscher Forstmeister dem Eisenhammer zu Zinsweiler Holz aus den Wäldern zu Mutterhausen. Man erwähnt den Schmelzofen zu Schönau im Herzogtum Zweibrücken von 1609 bis 1626 in den Belegen der Bitscher Einnehmerei sowie auch den Eisenhammer von Windstein im Jahre 1616. Der Forstmeister verkaufte auch Holz aus der Grafschaft Hanau-Lichtenberg an den Eisenhammer zu Jägertal bei Niederbronn. Adam Jäger hatte ihn 1556 gegründet, und 1625 kaufte der Bitscher Renteneinnehmer dort einen Ofen für das Schloß⁵⁸⁾.

6. Die Eisenindustrie im Krummen Elsaß und in der Saarburger Gegend *Die Keßlerzunft in der Ballei*

Anfangs des 17. Jahrhunderts schürfte man nach Eisenerz bei Wolfskirchen⁵⁹⁾. Im Jahre 1600 kaufte der Einnehmer der Herrschaft Saarialben einen schönen Eisenofen des Eisenhammers zu Grauftal für das Schloß zu Saargemünd. Pfalzgraf Georg-Johann I. von Lützelstein benachrichtigte 1577 den Straßburger Bischof, daß es ihm mit der Hilfe seiner geschickten Bergleute gelungen sei, seine Schmelzöfen zu verbessern. Er bat um die Erlaubnis, Eisen-, Kupfer- und Silbererz in der Gegend von Schirmeck und im Haslachertal zu suchen⁶⁰⁾. Es gibt 1623 eine Schleifmühle in Postdorf. Im Jahre 1600 war das von Jerri-Hans in Lützelburg gegründete Eisenwerk zerfallen: es bestand aus einer Mühle, wo man Draht zog, aus einer anderen, wo überzinnertes Eisenblech hergestellt wurde, aus einer Schleifmühle, aus einer Mühle, wo Platten für Harnische und Panzer erzeugt wurden, und einem Eisenhammer, wo man das Eisen abplättete⁶¹⁾. Im Juni 1624 beschwerte sich der Verwaltungsbeamte des Grafen Philipp von Leiningen-Falkenburg, daß ein Untertan des Grafen von Leiningen-Hartenburg einen neuen Eisenhammer im Thomastal oder Donnerstal bei Albersweiler errichtet habe, welcher der Papiermühle und der Getreidemühle zu Albersweiler und dem Fischfang großen Schaden zufüge⁶²⁾. Im Oktober 1626 erlaubte Georg-Adolph von Leiningen dem Schmiede Claude Collin aus Albersweiler, auf seine Kosten an der Soor oder Saar einen Schmelzofen, der über vier Morgen Waldung verfüge, gegen einen jährlichen Zins von 16 Frs aufzurichten⁶³⁾. Im Jahre 1594 erbaute Bernard Marechal einen Eisenhammer in der Nähe der großen Brücke des Salzwerts von Château-Salins. Ein in deutsch am 22. Juni 1584 an den Präsidenten Thierry Alix geschriebener Brief erwähnt einen Schmelzofen in Lindre oder Linter⁶⁴⁾.

Die Keßler des Herzogtums Lothringen hatten 1580 eine allgemeine Zunft und Bruderschaft gebildet. Die Unter-Zunft der Deutschballei war dem Herzog sechs Kessel, jeder sechs Pfund wiegend, schuldig: zwei im Verwaltungsbezirk Sierck, zwei in Wallerfangen und zwei in Saargemünd und außerdem noch zwei eiserne Öfen den Herren zu Forbach. Noch 1595 stellten die sogenann-

ten „chaudronniers“ ihre Ware auf den Jahrmärkten zu Gräfinthal und St. Avold aus. Jeder Keßler, der seine Ware ausstellte, mußte 4 Frs bezahlen. Weil der Herzog die Keßler, welche die Jahrmärkte zu Neufchâteau und Vergaville besuchten, von dieser Steuer befreit hatte, verweigerten diejenigen der Deutschballei die Gebühr auf den Märkten von St. Avold und Saargemünd zu bezahlen und wurden verhaftet. Der einzige Keßler, der in der Kastellanei Saargemünd lebte, stellte nur Rechen und Laternen in Foldersweiler her. Ein Keßler aus Vergaville verkaufte 1610 dem Pfarrer von Altheim einen großen Kessel, um das geweihte Wasser aufzubewahren. Man erwähnt ebenfalls eine Keßlerzunft in der Grafschaft Saarbrücken⁶⁵⁾.

Wohl war die Eisenindustrie der lothringischen Deutschballei nicht so bedeutend wie die der Grafschaft Nassau-Saarbrücken, dennoch ist ihre Bedeutung nicht zu unterschätzen, denn sie zählte von 1600 bis 1632 ungefähr sechs große Schleifmühlen: Apach, Baumbiedersdorf, Homburg, Saargemünd, Lützelburg und Postdorf; sieben Eisen- oder Kupferhämmer: Wallerfangen, Apach, Remeldorf, Berus, Lützelburg, Mutterhausen und Lindre; drei Drahtzüge: Homburg, Mutterhausen und Lützelburg, und es wurde mit mehr oder weniger Erfolg nach Eisen- und Kupfererz gegraben in fünf Gegenden, so bei Sierck und Kemplich, bei Castel, bei Dillingen, Lebach, Felsberg und Wallerfangen, bei Falk, Hargarten und Homburg, bei Mutterhausen und Biningen und bei Wolfskirchen. Die Bleigruben zu Falk, Hargarten und Homburg waren von sehr geringer Bedeutung gegenüber dem Lebertal, Saint-Croix und Sainte-Marie-aux-Mines und im Tal von Saint-Dié, Falk und Hargarten, auch Bitsch hatten nur geringe Kupfervorräte, jedoch Felsberg und Wallerfangen hatten wenigstens bis 1584 eine achtbare Produktion von Kupfererz zu verzeichnen, welches zur Erzeugung der blauen Farbe und des Metalls diente, aber nach 1584 stieg die Produktion der Gruben in den Vogesen an, so im Lebertal, im Tal von Saint-Dié, in Fraize, Wildersbach, Bussang und besonders in Thillot. Gegenüber den Erzgruben der Vogesen, so von La Haye, Briey und Longwy, der Maas und des Argonnerwaldes und besonders den großen Eisenhämmer zu Moyeuivre und Hayingen scheint die Deutschballei nur in Castel, Dillingen und Mutterhausen verhältnismäßig wichtige Erzlager oder gar Eisenhämmer gehabt zu haben. Obwohl die Herzöge Karl III. und Heinrich II. sich emsig bemühten, die Eisenindustrie der Ballei zu entwickeln, so war der Erfolg verhältnismäßig gering, mit Ausnahme der Erzeugung in den Gegenden von Castel, Wallerfangen und Mutterhausen⁶⁶⁾. Gebunden an die beschränkten örtlichen und zerstreuten Rohstoff- und Kraftquellen an Erz, Holz und Wasser, waren die Eisenhütten der Deutschballei allzu zerstreut und daher oft bedeutungslos. Meistens war der Eisengehalt auch sehr gering, so bei Lebach und Falk nur 25 v. H.

Anmerkungen:

- 1) Die Glashütten der Deutschen Ballei von 1600 bis 1632, in: „Saarbrücker Hefte“, H. 6 (1957), S. 35 – 44.
- 2) Archives départementales de Meurthe-et-Moselle, B 1142; Jules Florange, Aperçu historique sur Apach et ses forges, 1910, 68 p.
- 3) A. M. M. B 9436, 9430; Archives départementales de la Moselle, 3 E 7277; Florange, Apach, S. 14.
- 4) A. Weyhmann, Geschichte der alten lothringischen Eisenindustrie, in: Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte, 1905 – I, S. 95 – 99 und 212; A. M. M. B 597, Nr. 12, B 592, Nr. 282 – 285, B 595, Nr. 56, 67, B 596, Nr. 82, 94, 141, 158, 159.
- 5) Florange, Apach, p. 13; A. M. M. B 9440 und 9437, B 931, Nr. 72 und 72 bis.
- 6) A. M. M. B 9441; A. M. 3 E 7280; Florange, S. 14 und 15; A. M. M. B 936, Nr. 26, B 596, Nr. 141.
- 7) J. Gayot und R. Herly, La métallurgie des pays de la Sarre Moyenne jusqu'en 1815, Nancy, 1928.
- 8) A. M. M. B 9317, 9319, B 975, Nr. 16 bis; H. Lepage, Recherches sur l'industrie en Lorraine, in: Mém. Ac. Stanislas, 1851, S. 386 und 389; H. Germain, Die natürlichen Grundlagen der lothringischen Eisenindustrie, in: Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte, 1912, S. 537; Gayot und Herly, S. 119.

- 9) A. M. M. B 953, Nr. 43; A. Weyhmann, Der Bergbau auf Kupferlazur in Wallerfangen, 1911, S. 24; Gayot und Herly, S. 6, 125, 131; A. M. M. B 9312, 10 230, 10 273, 9312; Bibl. Nat. Coll. de Lorraine 458, fo 272; A. M. H 356; A. Hasslacher, Das Industriegebiet an der Saar, Saarbrücken, 1912, S. 101.
- 10) A. M. H 356; Die Alten Territorien Lothringens, 1898 – 1909, Bd. II, S. 387; A. M. M. B 485, Nr. 15.
- 11) A. M. M. B 10 272, 10 273; Gayot und Herly, S. 97; Robert Capot-Rey, La région industrielle sarroise, 1934, Nancy, p. 354.
- 12) A. M. M. B 957, Nr. 16 bis.
- 13) A. M. M. B 556, Nr. 2; Gayot und Herly, S. 130.
- 14) Hans Rücklin, Die alten Azuritbergwerke in der Umgebung von St. Barbara, in: Abhandlungen zur „Saarpfälzischen Landes- und Volksforschung“, Bd. I, 1937, S. 284–121 und in: Festschrift des Dillinger Realgymnasiums, 1953, S. 284 bis 290; Theodor Liebertz, Wallerfangen und seine Geschichte, 1953, S. 313 bis 319; Lepage, Recherches, in: Mém. Ac. Stanislas, 1851, S. 573 bis 378; Walter Zimmermann, Die Kunstdenkmäler der Kreise Otterweiler und Saarlouis, 1934, S. 293; Madame Germaine Rose, in: Histoire de Lorraine, 1939, S. 260; E. Ausfeld, Die Anfänge des Klosters Fraulautern, in: Jahrbuch des Ges. für lothringische Geschichte, 1900, S. 46.
- 15) A. M. M. B. 10 249, 10 222, 10 225, 10 228.
- 16) A. M. M. B 10 233 bis 10 235
- 17) A. M. M. B 10 240, 10 237.
- 18) A. M. M. B 888, Nr. 10, B 10 247.
- 19) A. M. M. B 10 249, 10 251.
- 20) A. M. M. B 10 250, 10 245.
- 21) A. M. M. B 10 252, 10 253.
- 22) A. M. M. B 10 252, 10 253; Liebertz, S. 150.
- 23) A. M. M. B 10 260, 10 261, 10 255, 10 256, 10 258.
- 24) P. Marot, Recherches sur les Pompes Funèbres des Ducs de Lorraine, in: Annales de l'Est, 1935, S. 294; Weyhmann, „Der Bergbau“, S. 11; E. Duvernoy, in: Histoire de Lorraine, 1939, S. 362.
- 25) Jeanne Druet, Etude sur le caractère de Henri II, Duc de Lorraine, in: Revue Historique de la Lorraine, 1935, S. 443; J. Druet, Les finances sous le règne du Duc Henri II, in: Revue historique de la Lorraine, 1937, S. 39; A. M. M. B 10 263.
- 26) A. M. M. B 10 263, 10 264.
- 27) A. M. M. B 10 267.
- 28) A. M. M. B 10 269, 10 412.
- 29) A. M. M. B 10 270, 10 412.
- 30) A. M. M. B 10 270; Liebertz, p. 150.
- 31) A. M. M. B 10 269, 10 271, 10 273.
- 32) A. M. M. B 957, Nr. 32.
- 33) A. M. M. B 10 271.
- 34) A. M. M. B 10 271.
- 35) A. M. M. B 10 274.
- 36) A. M. M. B 957, Nr. 16 bis (Layette Vaudrevange); E. Jacquot, Notice géologique sur les mines de plomb et cuivre des environs de Saint-Avoid et de Hargarten, in: Mém. Ac. Metz, 1857 bis 1858, S. 551; Germaine Rose, in: Histoire de Lorraine, 1939, S. 260; Lepage, Recherches, in: Mém. Ac. Stanislas, 1851, S. 573.
- 37) A. M. M. B 10 276.
- 38) A. M. M. B 10 277, 10 279.
- 39) A. M. M. B 10 280 bis, 10 282a, 10 283, 3 F 274, Nr. 50 bis 51.
- 40) A. M. H 1066, Nr. 1.
- 41) Lepage, Recherches, in: Mém. Ac. Stanislas, 1851, S. 364. Ph. Bronder, Mines et minéraux dans les environs de Saint-Avoid, in: Grand Almanach de St. Aavoid, 1893.
- 42) A. M. M. B 6484.
- 43) A. M. M. B 6536.
- 44) A. M. M. B 6509, 6510.
- 45) Lepage, Recherches, in: Mém. Ac. Stanislas, 1851, S. 361; Jacquot, Notice, S. 553.
- 46) Gayot und Herly, S. 94 bis 99; H. P. Buchleitner, Heimatbilder, 1925, Bd. I., S. 35, 42, 49.
- 47) Albert Ruppertsberg, Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken, 1903 bis 1914, Bd. II, S. 48; Weyhmann, Geschichte der Eisenindustrie, S. 121 – 124; Capot-Rey, S. 365; Edmond des Robert, Catalogue de la maison de Nassau-Sarrebruck, in: Bulletin de la Société des Amis des Pays de la Sarre, Bd. V (1928), S. 271.
- 48) Gayot und Herly, S. 10, 77.
- 49) Ruppertsberg, Grafschaft, Bd. II, S. 48; Albert Ruppertsberg, Geschichte des Saargebietes, Saarbrücken, 1923, S. 479.
- 50) Gayot u. Herly, S. 54, 90.
- 51) A. M. M. B 9262; H. Hiegel, La ville et la châtellenie de Sarreguemines de 1335 à 1630, Nancy 1934, S. 434.

- 52) L. G. W. Walbock, Monographie d'une usine lorraine. Mouterhouse, in: Jahrbuch der Ges. für lothringische Geschichte, 1907, S. 365; Germain, Die natürlichen Grundlagen der Eisenindustrie, S. 349; Weyhmann, Geschichte der Eisenindustrie, S. 116; A. M. M. B 1349, 3092, 3093, 3094, 3097, 3098; W. Winkler, Pfälzischer Geschichtsatlas, 1935, Karte 35.
- 53) Jacques Toubas, Bitche aux XVII et XVIIIe siècles, 1935, S. 19, 35.
- 54) A. M. M. B 3111, 3112, 3113.
- 55) A. M. M. B 1467, 2154, 3148, 3172, 3226, B 568, Nr. 69.
- 56) A. M. M. B 3140, 1452.
- 57) A. M. M. B. 3174; Ad. Marcus, Les Verreries du comté de Bitche, 1887, S. 129.
- 58) A. M. M. B 3066, 3085, 3092, 3093, 3130, 3152, 3206, 3212, 3218, 3222; Das Reichsland Elsaß-Lothringen, 1898 bis 1901, Straßburg Bd. III, S. 490.
- 59) G. Mathis, Bilder aus der Kirchen- und Dörfergeschichte der Grafschaft Saarwerden, Straßburg, 1894, S. 193.
- 60) A. Hanauer, Etudes économiques sur l'Alsace, Paris, 1876 bis 1878, Bd. I. S. 168.
- 61) A. M. M. B 8078, 6073.
- 62) Esser, Die Waldberechtigungen in der ehemaligen Grafschaft Dagsburg, 1894 bis 1895, Bd. II, S. 36.
- 63) H. Lepage, Les communes de la Meurthe, Nancy, Bd. I. S. 5.
- 64) A. M. M. B 2154, B 602, Nr. 148, B 9691, Nr. 249.
- 65) A. M. M. B 49, Bl. 168 bis 170, B 3101, 10 249, 9430; Hiegel, Châtellenie, S. 435; Ruppertsberg, Grafschaft, Bd. III - 1, S. 74.
- 66) Germaine Rose, in: „Histoire de Lorraine“, S. 258 bis 262.
- 67) Hermann Overbeck u. Georg-W. Sante, Saaratlas, 1834, S. 82 und Karte 28a.

PFALZ-ZWEIBRÜCKER MEDAILLEN IN ANTIKER TRADITION

VON ERHARD DEHNKE

Der Herstellungsart und dem Aussehen nach mit der Münze eng verwandt, ist die Medaille in ihrer eigentlichen Zweckbestimmung doch wesentlich anders geartet. Es fehlt ihr, obwohl sie aus Metall geprägt oder gegossen wird, der Charakter des Geldes als Wertmesser und damit die Umlauffähigkeit. Sie ist nicht geschaffen, in Mengen von Hand zu Hand gegeben zu werden; oft ist sie Einzelstück, aber auch wenn sie in einiger Anzahl ausgegeben wird, wahrt sie noch den Charakter des Einmaligen und Besonderen. In dieser Besonderheit liegt ihre Bedeutung, ihr Wert in dem, was sie zu berichten hat. Die Medaille repräsentiert, sie spricht für jemanden, von jemandem, sie ist auf das besondere Ereignis geschaffen, für einen einzelnen, für eine Stadt oder ein Land. Sie soll Erinnerungen wachhalten über Jahre und Jahrhunderte, und so übertrifft sie meist, dieser besonderen Aufgabe gemäß, das nüchterne Geld in der Feinheit der Ausführung, der liebevollen Schilderung kostbarer Details, in plastischer Formgebung und hohem Porträt. Die Münze konnte und kann dieser Vorzüge aus rein praktischen Erwägungen nicht teilhaftig werden; allzu schnell würde sich ihre Schönheit im Umlauf verloren haben. Kommen auch Medaillen in Zinn, Zink, Eisen und zahlreichen Legierungen vor, so unterstreicht doch die seit alters her übliche Abstufung Gold - Silber - Bronze (Kupfer) und die damit verbundene Wertfestsetzung noch einmal eindringlich die Verwandtschaft zur Münze, und es geschah und geschieht nicht eben selten, daß Medaillen im Gewicht einer gängigen Münze - etwa Dukaten oder Taler - oder in mehrfachem Gewichtsverhältnis zu dieser ausgeprägt werden¹⁾.

Von der Antike an bis auf den heutigen Tag haben sich berühmte Zeichner und Maler, große Meister der Goldschmiede- und Stempelschneidekunst des kleinen Werkes gerne angenommen, haben ihm ihre künstlerische Begabung, liebevollen Fleiß und technisches Können geschenkt. Sie machten die Medaille zu dem, was sie war und ist: zum historischen, zum kunst- und kulturgeschichtlichen Denkmal ihrer Epoche.

Den Adel der Jahrtausende teilt die Medaille dabei mit ihrer Schwester, der Münze. Berühmt sind die großen Goldmedaillons²⁾ Alexander des Großen, später die der römischen Imperatoren, wie etwa jenes des Hadrian (117 bis 138 n. Chr.), das bis 1945 in Berlin aufbewahrt wurde und seither verschollen ist³⁾, oder die spätrömischen Medaillons aus dem 1922 entdeckten Schatz von Arras⁴⁾, die zudem für uns noch von besonderer Bedeutung sind, weil sie z. T. aus Trierer Ateliers hervorgingen. Mit dem heraufziehenden Mittelalter und in einem zunächst chaotischen Zeitgeschehen verliert sich die Medaille für ein Jahrtausend aus der europäischen Kunst. Sie geht mit ihrer Zeit, der Antike, unter. Aber sie stirbt nicht für immer: als die Renaissance in Kunststil und Lebensform wieder an die antike Tradition anknüpft, taucht sie wieder auf, wird gleichsam neu entdeckt. Ohne die Renaissance ist die Medaille nicht gut denkbar; die völlig gewandelte Einstellung zum Bild des Menschen und das Herausgehen aus der mittelalterlichen Anonymität führen sie neuer, gesteigerter Wertschätzung zu. Selbstverständlich macht Italien auch hier den Anfang. Seine kunstbegeisterten geistlichen und weltlichen Fürsten werden die Mäzene nicht nur der Maler und Bildhauer, sondern auch gerade der Stempelschneider und Graveure. „Der früheste, unübertroffene Meister der Medaille war der Maler Pisanello, genannt Antonio Pisano, der 1438 das Konzil zu Ferrara besuchte.“ Später werden ihm Cellini, Cavino, Belli und Pastorino nicht nachstehen, obwohl auch sie nicht eigentlich Medailleure, sondern Goldschmiede und Steinschneider gewesen sind⁵⁾.

Bald pflegen nun auch andere europäische Länder das neuentdeckte Reis am Baum der Kunst. Hatte sich Jean de Berry schon um 1400 eine große Medaille anfertigen lassen, so folgen deutsche Künstler doch erst um 1520 nach⁶⁾. Über 150 Medaillen und Modelle aus Buchsholz hat Hans Schwarz hinterlassen, es arbeiten zu jener Zeit Hans Daucher aus Augsburg, Mattes Gebel aus Nürnberg, Friedrich Hagenauer aus Straßburg und der berühmte Jakob Stempfer aus Zürich, um nur einige Namen zu nennen. In Deutschland folgt dieser ersten Hochblüte in der Renaissance eine zweite im barocken 18. Jahrhundert nach, und seither entstehen Medaillen und Medaillons aus mancherlei Anlaß, gute und schlechte, Kunstwerke auf kleinstem Raum und peinliche Schöpfungen verwirrter Stilepochen, ihrer jeweiligen Zeit so oder so gemäß.

Des immer notwendiger werdenden Rückblickes wegen geben wir der Medaille Raum in privaten und öffentlichen Sammlungen und, wieder zunehmend, auch im öffentlichen Leben. Kommt dann noch Kunstwert hinzu, so ist sie uns doppelt lieb: historischer Wert und künstlerische Schönheit ergeben vereint einen guten Klang!

Sind Medaillen Sammelobjekt und werden sie in einem Museum zusammengetragen, so wird niemals die Vielfalt der erworbenen und ausgestellten Stücke, sondern immer nur die geschickte Auswahl nach einem be-

stimmten Ordnungsprinzip für ihren Wert und ihre Beurteilung bestimmend sein.

Das Saarland-Museum, in seiner historischen Abteilung eindeutig landschaftsgebunden, hat auch seine numismatische Abteilung, von der an dieser Stelle bereits mehrfach berichtet wurde⁷⁾, in dieses Prinzip mit einbezogen. Nur Münzen, die in unserem Raum geprägt wurden oder aber hier umliefen, fanden Berücksichtigung. Unsere recht reichhaltige Übersicht wurde schließlich durch den Ankauf der Sammlung Hellwig durch Direktor R. Bornschein auf das glücklichste ergänzt – besaßen wir bereits vor dem Ankauf der Sammlung Hellwig eine kleine Auswahl von auf unseren Raum bezogenen Medaillen, so wurde der Bestand durch den genannten Ankauf auch in dieser Hinsicht weitgehend komplettiert⁸⁾. Das Museum besitzt heute eine gute Auswahl territorial gebundener Stücke, die auf ihre besondere Art dem Betrachter einen Eindruck von der Vielfalt heimischen Geschehens durch nahezu drei Jahrhunderte geben. Dabei ist die Skala der Ereignisse, die zur Prägung einer Medaille führten, so weit gespannt, daß eine kleine Auswahl unter gewissen Gesichtspunkten für das Ganze stehen kann. Wenn wir uns hier ganz auf das barocke Zweibrücken beschränken, so deshalb, weil Pfalz–Birkenfeld–Zweibrücken die antike Tradition der Medaille besonders pflegt und ungebrochen weitergibt. Zudem gaben auch nur wenige deutsche Kleinstaaten des 18. Jahrhunderts eine solche Fülle schönster Medaillen bei bekannten Medailleuren in Auftrag – die Auswahl wurde dabei so getroffen, daß das antike Vorbild, wie es dem Anliegen der Arbeit entspricht, in den vorgelegten Exemplaren besonders deutlich wird.

Im 18. Jahrhundert wurden für pfalz-zweibrückische Regenten und deren Angehörige etwa zwanzig Medaillen ausgeprägt. Berücksichtigt man die Tatsache, daß viele Medaillen aber außer dem meist bevorzugten Silber auch noch in Kupfer oder Bronze, seltener allerdings in Gold, und dazu noch in Varianten ausgebracht wurden, so erhöht sich diese Anzahl noch sehr wesentlich.

Schuler⁹⁾ nennt nicht weniger als 37 Münzbeamte und Medailleure, die vom Ende des 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts für das Haus Pfalz–Birkenfeld–Zweibrücken tätig gewesen sind – auf das 18. Jahrhundert entfallen davon allein 25. Gerade dieses Jahrhundert liebt die repräsentative Medaille in besonderem Maße. Medailleure wie *Boltschauer*¹⁰⁾, *Schäffer* (auch *Schaeffer*) und *Weichinger* hatten sich bereits einen guten Ruf in ihrem Handwerk erworben; sie arbeiteten in Mannheim an der dortigen Münze und in Zweibrücken (*Weichinger*), und von ihrer Hand stammen auch – mit einer Ausnahme – die Stempel zu den Medaillen, die im folgenden besprochen werden sollen. Daß sie in deren Gestaltung immer wieder auf das antike Vorbild zurückgreifen, mag einmal im allgemeinen Geschmack der Zeit begründet sein, sicher aber beeinflusste auch die Kunstliebe der Zweibrücker Herzöge die Wahl des jeweiligen Motivs. Gerade Carl II. August war ein begeisterter Antikensammler, der auch auf heimischem Boden Nachforschungen anstellen ließ und seinen Hofmaler und Generaldirektor der Schönen Künste, Mannlich, mit Grabungen in Schwarzenacker im Blietal beauftragte. Eine Medaille, die sich auf das herzogliche Haus bezog, wird aber deren Repräsentanten wohl immer im Modell vorgelegen haben, bevor die Ausprägung begann,

und so mag man von vornherein die Vorliebe des Herzogs für alles Antike in Rechnung gestellt haben, will man nicht sogar annehmen, daß er selbst bei der Motivwahl die Hand im Spiele hatte.

- Abb. 7 1. Kupfermedaille auf den Regierungsantritt Christians III. und auf die Huldigung Zweibrückens im Jahre 1734 (Sch. 38)

Diese von dem Medailleur *Nicole* in Nancy gravierte Medaille zeigt den Herzog in Allongeperücke, Harnisch und Hermelinumhang. Er trägt den Hubertusorden. Auf der Rückseite erscheint er mit seinen beiden Söhnen vor der knienden – huldigenden – Stadtgöttin von Zweibrücken. Eine hinter der Gruppe schwebende Victoria hält einen Lorbeerkranz über das Haupt des Herzogs.

Die Bezogenheit auf die Antike wird in jedem Detail deutlich. Nicht nur, daß der Herzog und seine Söhne im römischen Prunkharnisch erscheinen – auch die Huldigende und erst recht die schwebende Victoria (Nike) sind antiken, griechischen und römischen Ursprungs.

- Abb. 8 2. Silbermedaille auf die Hochzeit der ältesten Tochter des Pfalzgrafen Friedrich Michael, Maria Amalia Augusta, mit dem Kurfürsten und nachmaligen König von Sachsen, Friedrich August, im Jahre 1769 (Sch. 133)

Die Medaille entstammt dem Mannheimer Atelier Anton *Schäfers*, das später in dem Schweizer *Boltschauser* einen der berühmtesten Medailleure der Zeit beschäftigte. In der Tracht ihrer Zeit erscheint die Pfalzgräfin im Kranz ihrer Titulaturen, während die Rückseite in bewegter Darstellung das große Ereignis feiert. Die beiden Flußgötter RHEIN und ELBE begrüßen die Neuvermählten, die sich im Hintergrund über einem brennenden Altar die Hände reichen. Hier fehlt wahrlich nichts, was nicht das römische Vorbild verriete: auf Münzen des „Reisekaisers“ HADRIAN (s. o.) beispielsweise finden wir unsere Flußgötter unter anderen Namen – etwa NILUS und DANUVIUS – wieder; sie liegen in gleicher, lässiger Haltung mit gleichen Attributen auf ihrem Schilfbett. Das einträchtige Paar, das sich die Hände reicht, zeigen uns in gleicher Pose zahlreiche römische CONCORDIA-Münzen und der Altar, auch aus heimischen Grabungen wohlbekannt, erscheint in gleicher Form, z. B. auf den CON-SECRETATIO-Münzen CLAUDIUS II. (268 – 270 n. Chr.)

- Abb. 9 3. Silbermedaille auf den Regierungsantritt Carls II. August in Zweibrücken im Jahre 1775 (Sch. 124)

Der Herzog ist im geschuppten Harnisch dargestellt (wie ihn auch die Antike kannte), dahinter seine Gemahlin Maria Amalia von Sachsen, die er im Jahre zuvor in Dresden geehelicht hatte. Die Rückseite zeigt einen bekränzten Obelisk auf einem wappengeschmückten Sockel. Außer dieser „modernen“ Zutat, dem Wappen, hat auch hier – und in der entsprechenden Umschrift – die Antike Pate gestanden. Der Obelisk ist seit dem ägyptischen Altertum Hoheits- und Siegeszeichen, der Kranz Symbol des Triumphes. Die Umschrift VOTA PUBLICA ist auf römischen Inschriften und Münzen gängig, die Abkürzung S. P. Q. B. lehnt sich an die römische Formel S. P. Q. R. an und ist hier in SENATUS POPULUSQUE BIPONTII aufzulösen: „Rat und Bürger der Stadt Zweibrücken bitten öffentlich um das Wohlergehen des Herrscherhauses.“

4. Kupfermedaille auf die Genesung Carls II. August von den Pocken, 1789 (Sch. 125) Abb. 10

Von *J. F. Weichinger* geschnitten, stellt die Medaille den Herzog zusammen mit seiner Gemahlin dar. Die Büste des Herzogs erscheint in antiker Drapierung, die seiner Gemahlin hingegen im Gewand der Zeit. Die Rückseite ist in ihrer ganzen Darstellung der antiken Vorstellungswelt entnommen: auf zahlreichen römischen Münzen erscheint SALUS, die Göttin des Heils, des Schutzes gegen Krankheit und Gefahren. Die Umschrift empfiehlt alle Fürsten ihrer Obhut. Bemerkenswert ist die Legende im Abschnitt der Rückseite, die mit der Nennung des von Carl II. August erbauten Karlsbergsschlusses in latinisierter Form – CAROLI MONS – und mit VOT(A) CAROLI MONT(IUM oder ANA) einen deutlichen Hinweis darauf gibt, daß die vorliegende Medaille von den Bewohnern des Karlsbergs in Auftrag gegeben worden war. Gerade die Genesung von einer gefährlichen Krankheit gab Anlaß, dem Fürsten Ergebenheit und Anhänglichkeit zu beweisen. Auch Maria Theresia wurde von ihren Untertanen durch die Prägung einer Medaille geehrt, als sie von den Pocken ge-
naß.

5. Silbermedaille auf die Behebung des Wildschadens, gestiftet durch die Städte Zweibrücken und Homburg im Jahre 1789 (Sch. 126). Abb. 11

Diese Medaille, wohl die schönste unserer Reihe, wurde von *Weichinger* nach einer Zeichnung des Hofmalers *Leclerc* gestaltet. Der Anlaß ist durchaus nicht so wichtig, wie man annehmen könnte. Der Schaden, den das größere Wild in den bäuerlichen Kulturen anrichtete, war beträchtlich, so daß es als eine wirkliche Wohltat empfunden werden mußte, wenn der Landesvater hier Abhilfe schaffte!

Während die Schriftseite – den lateinischen Text verfaßte Rektor *Crollius* – den Dank der Bürger und Bauern (CIVES ET COLONI) beider Bezirke an den Herzog ausspricht, erscheinen auf der Schauseite eine weibliche und eine männliche Gestalt, ebenfalls wieder ganz im Sinne des klassischen Altertums. Es ist wohl PALLAS ATHENE (MINERVA), die dem Herzog im römischen Kaiserharnisch mit Feldherrnbinde die Palme unsterblichen Ruhmes überreicht, indessen aus dem Füllhorn, das er trägt, fruchtschwerer Segen auf das befreite Land niederrieselt. Die symbolreiche Medaille gibt aber zudem noch doppelten Hinweis auf die Stifter: während die Gestalten auf einer zweibogigen Brücke (Zweibrücken) stehen, schaut im Hintergrund auf einem Bergrücken Schloß Karlsberg als Wahrzeichen Homburgs weit ins Land hinaus.

Mit den zitierten Stücken ist die Reihe der antikisierenden Darstellungen auf pfalz-zweibrückischen Medaillen keineswegs abgeschlossen. Die Exemplare Schuler 40, 122 und 135 basieren in ihren Darstellungen ebenso eindeutig auf römischem Vorbild wie die besprochenen Medaillen. Es erscheinen Tempel, Tempelszenen und Genien, die auf an Palmbäumen aufgehängten Schilden Ruhmestaten aufzeichnen. Indessen sollten an dieser Stelle nur die Stücke Berücksichtigung finden, die bereits im Saarland-Museum vorhanden sind und die in ihrer eindeutigen Aussage und der Häufung antiker Motive Anlaß zu der vorliegenden Betrachtung gaben. Man mag einwenden, die Beschäftigung mit dem Altertum sei dem 18. Jahrhundert so allgemein vertraut gewesen, daß diese Medaillen an

sich nichts besonderes aussagten, doch ist die Häufung griechischen und römischen Darstellungsgutes auf pfalz=zweibrückischen Medaillen so auffallend, daß hier gewiß von einem besonders starken Einfluß der „zweiten Renaissance“ gesprochen werden muß. Er war so stark, daß er alle anderen Themenkreise, etwa die christliche Symbolik, ganz ausschaltete. Liegt vielleicht noch ein anderer Grund dafür vor? Auch in diesen kleinsten Kunstwerken zeigt sich die starke Strömung, die durch die Wiederentdeckung Pompejis (1735 – 1770)¹¹⁾ und die Schriften *Winckelmanns* (1717 – 1768) über die Kunst des Altertums ausgelöst wurde – aber Winckelmann steht doch zum pfalz=zweibrückischen Hof in einem indirekten Verhältnis. Winckelmann kam im Jahre 1756 von Dresden nach Neapel. Hier, wie in Rom und Florenz, erwarb er sich „in den folgenden dreizehn Jahren seine vielbewunderte und umfassende Kenntnis der antiken Bildwerke . . .“ Sicher haben seine engen Beziehungen zum sächsischen Hof und die gleichzeitige Verschwägerung der Zweibrücker mit dem sächsischen Herrscherhaus (s. Med. Nr. 2 und 3) das Eindringen antiken Kulturgutes in die Kunst beider Höfe begünstigt, denn „in Dresden, das ja seine Fürstentochter als Königin in Neapel wußte, hatte man durch sie und ihren Anhang“ wie auch durch Winckelmanns Briefe „mehr von den herculanischen Entdeckungen gehört als anderswo¹²⁾.“ Diese starke Beschäftigung mit der Welt des Altertums und ihren noch greifbaren Kulturäußerungen führte schließlich zum Klassizismus, einer nochmaligen Wiedergeburt der Antike, in bewußter oder unbewußter Sehnsucht nach einer Zeit, die der Welt jahrhundertelangen, glücklichen Frieden, Einheit und echte politische Größe geschenkt hatte.

Anmerkungen:

- 1) Goldabschläge von Talerstempeln (Röm. Deutsches Reich, Salzburg usw.) machen die Unterscheidung der Medaille von Münzen oft schwierig. Auch die modernen Gedenkprägungen erscheinen oft in einfachem oder mehrfachem Dukatingewicht, obwohl der Dukat heute keine Kursmünze mehr ist.
- 2) Das Medaillon ist eine ursprünglich zum Tragen bestimmte Medaille mit oder ohne angeprägtem oder angegossenem Henkel.
- 3) Bauer „Aus den Memoiren eines alten Sammlers“ in Schweizer Münzblätter I/3, 1950, S. 44 f.
- 4) P. Bastien „Médaillons et monnaies du trésor de Beaurains (dit d'Arras)“ in Bulletin de la Société Académique des Antiquaires de la Morinie, T. XIX, Fasc. 358, mars 1959. Auch diese Medaillons sind im mehrfachen Wert des Aureus, der römischen Goldmünze, geprägt.
- 5) Wagenführ „Der Goldene Kompaß“, S. 65 ff.
- 6) Habisch „Die deutschen Medailleure des XVI. Jahrhunderts“ und Grottemeyer „Da ich het die gestalt, Deutsche Bildnismedaillen des 16. Jahrhunderts“.
- 7) Dehnke „Münze und Museum“ in „Saarbrücker Hefte“ 6/1957, S. 77 ff. Dehnke, „Schöne alte Taler“ in „Saarbrücker Hefte“ 10/1959, S. 70 ff.
- 8) Die Sammlung Hellwig umfaßte insbesondere die Gebiete, die Gegenstand unserer Sammelstätigkeit sind: Pfalz-Zweibrücken, Kurtrier, Nassau-Saarbrücken, Lothringen, Elsaß und Nachbargebiete.
- 9) Die Zitate dieses Abschnittes beziehen sich auf die Numerierung bei Schuler „Die Münzen und Medaillen der Birkenfelder Linien des Hauses Wittelsbach vor Erlangung der Königswürde“ in Dahl/Lohmeyer „Das barocke Zweibrücken und seine Meister“.
- 10) Boltshauser „Johann Heinrich Botschauser“ in „Mannheimer Hefte“ 2/1960, S. 39 ff. und Cahn „Goethes Beziehungen zu Schweizer Medailleuren“ in „Schweizer Münzblätter“ I/2 1950, Seite 19 ff.
- 11) E. C. Conte Corti „Untergang und Auferstehung von Pompeji und Herkulaneum“.
- 12) Conte Corti S. 173.

GRAF JOSEF ANTON VON ÖTTINGEN-SÖTERN, EIN UNBEKANNTER SAARLÄNDISCHER BAROCKFÜRST

VON KURT HOPPSTÄDTER

Unter den fürstlichen Landesherren des 18. Jahrhunderts begegnen uns in der Kleinstaatenwelt im Südwesten des alten Reiches einige Männer von nicht gewöhnlichen Ausmaßen. Es sind weitherzige, baulustige Herren mit welt offenem Blick, aufgeschlossen für Künste und Wissenschaften und meist von bestrickender persönlicher Liebeshwürdigkeit, glänzende Gestalten einer barocken Lebenshaltung, von Ludwig XIV. von Frankreich und seiner prunkvollen Hofhaltung in Versailles mitgeformt, dabei aber doch aufgeschlossen für die wirtschaftlichen Erfordernisse ihres Landes. Für unsern engeren Raum ist dabei in erster Linie an Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken (1740 – 1768) und Herzog Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken (1735 – 1775) zu denken.

Zu dem von diesen Beiden, ja, gerade durch sie so prägnant vertretenen Typ des Barockfürsten will ihr Zeitgenosse in der benachbarten Herrschaft Dagstuhl, Josef Anton „regierender Graf zu Oettingen, Baldern und Soetern“ so gar nicht passen. Zwar hat er mindestens so viel für sein Land getan wie diese. Ja, sein Wirken ist, trotzdem er im Gegensatz zu ihnen nur sehr wenig zu seinem Nachruhm gebaut hat, ungleich höher zu werten. Nicht allein, daß er um soviel anspruchsloser in seinen persönlichen Ambitionen war und für Wohlleben, Luxus und Reisen keine großen Mittel beanspruchte. Er hat sehr bescheiden anfangen, sich gegen viele Widerstände unter großen Sorgen und Anstrengungen durchsetzen müssen, hat seine Bemühungen nicht uneingeschränkt dem wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau seiner Länder widmen können, sondern mußte einen großen Teil seiner Kraft dem Abbau der ihm von den Vorfahren überkommenen bergehohen Schuldenlast widmen. Diese Umstände haben ihn wohl zwangsläufig geformt, so daß er, rückschauend betrachtet, seinen Untertanen eher ein strenger, sparsamer Hausvater gewesen zu sein scheint als ein fürstlicher Landesherr. Gewiß bietet er für die Kunstgeschichte keinen Anreiz, sich mit ihm zu beschäftigen; aber erklärt das auch die Tatsache, daß dieser aus Schwaben an die Prims gekommene Graf und seine Arbeit für seine saarländische Herrschaft noch kaum gewürdigt worden sind? Gewiß, die Erfolge seiner Lebensarbeit waren zweifellos nicht so, wie er sie angestrebt hat, aber das ist nicht seine Schuld gewesen. Entscheidend bleibt, daß die Spuren seiner Sorgen und Mühen im saarländischen Teil des Hunsrückvorlandes bis heute nicht ganz verwischt sind.

Graf Josef Anton entstammte der Linie Katzenstein-Baldern der uradeligen Familie der Grafen v. Öttingen, deren schwäbische Stammburg zwischen Nördlingen und Ansbach lag. Sein Großvater, der kaiserliche Feldmarschall-Leutnant Graf Notger Wilhelm v. Öttingen, hatte 1683 Maria Sidonia v. Sötern geheiratet und dadurch die Herrschaft Dagstuhl an seine Familie gebracht. Diese freie Reichsherrschaft Dagstuhl war aber ein ganz besonderes Gebilde, nämlich ein stattliches Familien-Fideikommiß, das der Trierer Kurfürst Philipp Christoph v. Sötern im Jahre 1634 aus den von ihm aufgekauften Besitzungen, Dörfern und Rechten an der mittleren Prims geschaffen hatte. Dazu gehörten im wesentlichen die Dörfer Wadern,

Hierzu
Abb. 12–14

Noswendel, Noswendelroth, Ober- und Niederlöstern, Gehweiler, Wedern, Lockweiler, Mettnich, Mühlfeld (beide zusammen heute Primstal), Budnich, Überroth, Weierweiler und Eiweiler, sowie Teile der Dörfer Bartenbach, Morscholz, Thailen, Nunkirchen, Dautweiler, Dorf, Rappweiler, Zwalbach, Limbach, Außen, Primsweiler usw.¹⁾). Der letzte Inhaber der Herrschaft Dagstuhl aus dem Geschlecht der Herren v. Sötern starb bereits 1698, und seine Besitzungen fielen nach den Bestimmungen des Fideikommisses an den Sohn seiner Tochter Maria Sidonia, den Grafen Kraft Anton Wilhelm v. Öttingen-Katzenstein-Baldern, der damit seinem Namen den Titel „Herr zu Sötern“ anhängen mußte. Dieser Titel mit dem zugehörigen Wappen ist übrigens auch von seinen späteren Erbnachfolgern, den Fürsten v. Öttingen-Wallerstein übernommen worden, deren vollständiger Titel lautet „Fürst und Herr zu Öttingen-Öttingen und Öttingen-Wallerstein, Graf zu Öttingen-Baldern und Herr von Sötern.“ So kommt es, daß der Name und das Wappen eines längst ausgestorbenen saarländischen Uradelsgeschlechtes noch heute im fernen Schwaben weiterleben.

Als Graf Kraft Anton Wilhelm nach erreichter Volljährigkeit 1708 die Regierung in seinen Ländern und damit auch in der Herrschaft Dagstuhl antrat, war das kleine Land übel verschuldet, und er mußte zugleich einige unangenehme und kostspielige Prozesse seiner Erbvorgänger mit übernehmen, die zudem nicht gerade sparsam gelebt hatten, sondern im Schuldenmachen Meister gewesen waren. Da ihm die Herrschaft außer Ärger und Verdruß so gar nichts einbrachte, versuchte er immer wieder, sie zu einigermaßen günstigen Bedingungen abzustoßen, was ihm aber infolge ihrer Eigenschaft als Fideikommiß nicht gelang. So trat er sie denn 1716 auf 20 Jahre an seinen Schwager, den späteren Trierer Kurfürsten Franz Georg von Schönborn ab, der dafür 75 000 Gulden von seinen Schulden übernahm. Er war allerdings nicht der Mann, die Schuldenlast seines Hauses zu verringern. Im Gegenteil, da er ein prachtliebender Herr war und seine Gemahlin ihm an Prunkentfaltung nichts nachgab, so fügte er weitere Schulden zu den schon vorhandenen, die vor allem darauf zurückzuführen sind, daß er die mittelalterliche Burg Hohenbaldern zu einem prunkvollen Barockschloß ausbaute.

Hohenbaldern liegt auf einer der beherrschenden Höhen am Rande des Nördlinger Rieses und ist weit in das Land hinein sichtbar. Wenn es noch heute eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges darstellt, so ist das vor allem auf den Umbau unter Graf Kraft Anton Wilhelm in den Jahren 1718 bis 1737 zurückzuführen. Der Umbau stand unter der Leitung des Eichstädtischen Baumeisters Gabriel de Gabrieli aus Roveredo in Graubünden, der hier ein Meisterwerk von besonderer Eigenart schuf, indem er die Baugesetze und Gedanken des Barock auf einer mittelalterlichen Burg mit ihrem begrenzten Grundriß verwirklichte²⁾).

Graf Kraft Anton Wilhelm hat nie ein besonderes Verhältnis zu seiner Herrschaft Dagstuhl und ihrer Untertanen finden können und hat sich hier nur sehr wenig und immer nur vorübergehend aufgehalten. Schwabe und Grandseigneur in seinem ganzen Fühlen und Denken, hat er Dagstuhl immer nur als lästiges Anhängsel betrachtet und erst nach jahrelangen Bemühungen die Hoffnung aufgegeben, es verkaufen zu können.

Seinem 1720 geborenen Sohn Josef Anton Damian Albert hatte er eine sorgfältige Ausbildung geben lassen. Dieser war zuerst Domizellar in Würzburg, wo sein Onkel, der Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, großen Einfluß auf ihn ausübte. Dann bezog er merkwürdigerweise die protestantische Universität Helmstadt. Auf die in dieser Zeit empfangenen Eindrücke ist zweifellos seine spätere großzügige Behandlung der Calvinisten zurückzuführen, die er, soweit es tüchtige Handwerker waren, gerne in seiner Herrschaft aufnahm.

Schon im Alter von 20 Jahren bestand er mit Auszeichnung sein juristisches Dokorexamen und wurde im gleichen Jahre für volljährig erklärt. Er muß ein sympathischer Mensch und guter Gesellschafter gewesen sein. Seine Schwiegermutter sagte von ihm später, er sei ein „charmanter Mann und ein besonders guter Mensch von gutem Ansehen und vielem Verstand, artig und von sehr aufgeräumten Einfällen“³.

Infolge der regen Bautätigkeit seines Vaters fand Graf Josef Anton, als er nach dessen Tode am 25. April 1751 die Regierung übernehmen mußte, als Positivum zwar eine prunkvolle Residenz vor (von der er aber nur recht wenig Gebrauch gemacht hat), aber außerdem auch eine Schuldenlast, die ihn Zeit seines Lebens sehr bedrückte, und die ihm von vorne herein so starke Beschränkungen auferlegte, daß er nicht daran denken konnte, viele Pläne, die er haben mochte, in Angriff zu nehmen. Noch 1765 und später klagte er in vertraulichen Briefen an seinen Hofrat Winkler in Baldern und andere über seine mißliche Lage und sagte darin, er sei seinem Vater dankbar für seine Erziehung, für das Leben aber nicht sonderlich, denn er müsse es unschuldigerweise jämmerlich zubringen. Früher hätten ihn die Verdrießlichkeiten geärgert, aber allmählich habe ihn das fortdauernde Unglück gleichgültig gemacht. Es habe ihn gereut, die Regierung und die Schulden übernommen zu haben. Er habe es nicht gewußt, daß sie so groß seien. Noch einige Jahre vor seinem Tode mußte er erkennen, daß alles Bemühen, durch Sparsamkeit zu ausgeglichenen Verhältnissen zu kommen, erfolglos geblieben war und schrieb: „Wenn ich schon meine, ich komme aus meinem Schuldenlabyrinth, hat der Teufel wieder ein Häkelchen darin“⁴.

Am 17. Juni erhielt der Kammerrat Deis in Wadern von der gräflichen Regierung in Baldern den Auftrag, den Untertanen bekannt zu machen, daß nunmehr Graf Josef Anton ihr alleiniger Herr sei⁵). Allerdings ist der Graf selbst erst im Herbst zur Huldigung nach Dagstuhl gekommen und hat sich in der Herrschaft umgesehen, hat auch sofort energisch eingegriffen, denn kaum war er hier, so erließ er (am 10. Oktober) von Dagstuhl aus die erste Verordnung, die eine Einschränkung der Geisenhaltung durch seine Untertanen zum Ziel hatte⁶). Noch unendlich viele solcher Verordnungen, Verfügungen und Entscheidungen hat er gegeben. Und es war notwendig, denn in welchem bösen Zustand fand er das Ländchen vor! Die Finanzen zerrüttet, eine auf Veranlassung der Schuldner zur Überwachung eingesetzte „Administrations-Kommission“, die Landwirtschaft in erbärmlichem Zustand, Handel und Gewerbe darniederliegend, Wadern, der Hauptort der Herrschaft, ein armseliges Hochwalddorf ohne jeglichen Verkehr, die Burg Dagstuhl zerstört.

Vor allem das Letztere hat ihn sehr erbost und einige Jahre später hat er umfangreiche Untersuchungen und Vernehmungen der noch lebenden Au-

genzeugen darüber anstellen lassen, wieviel Schaden dem Fideikommiß durch unberechtigtes Vorgehen des verstorbenen Kurfürsten Franz Georg v. Schönborn, insbesondere durch „eigenmächtiges Niederreißen des daselbigen Schlosses, Verkauf derer Glocken und des vorhanden gewesenen vielen Eisens zum Schaden gegangen⁷⁾.“ Die Untersuchung ergab, daß die Burg Dagstuhl noch bis etwa 1716 bewohnt und in gutem Zustand gewesen war. Dann, so wird von den Zeugen übereinstimmend berichtet, habe sie der von dem Kurfürsten Franz Georg v. Schönborn eingesetzte Admodiator v. Langenmantel nach und nach abrechen und das gewonnene Material verkaufen lassen. Als Begründung habe er gesagt, er müsse die Burg „gänzlich ruinieren und zum Steinhaufen machen, damit keine Redoute mehr daraus gemacht werden könne.“ Der Schaden wurde auf die ungeheure Summe von 371 076 Reichstaler geschätzt und die zugezogenen Sachverständigen fügten hinzu, daß sie für die genannte Summe die Burg „ohne Verlust und Schaden in vorigen guten Stand herzustellen sich nicht getrauten.“

Burg Dagstuhl war jedenfalls als gräflicher Wohnsitz ausgefallen, und so ließ der Graf in Wadern ein „Schloß“, in Wirklichkeit ein Gebäude errichten, das diesen hochtrabenden Namen gar nicht verdient, und verlegte seine bescheidene Hofhaltung von Hohenbaldern nach Wadern⁸⁾. Das Gebäude, heute modernisiert und als Amtsgericht verwendet, diente ihm so lange als Wohnung, bis das Schloß am Fuße der Burg Dagstuhl fertiggestellt war, das seinen Mitteln entsprechend sehr bescheiden war und eigentlich jede fürstliche Pracht vermissen ließ. Allerdings ahmt es wenigstens in der Hufeisenform seines Grundrisses das Versailler Königsschloß nach. An der Rückseite des Hofes das Herrenhaus, als westlicher Flügel ein Kavalierhaus (an dessen Stelle sich jetzt ein pompöser, unschöner, 1903/04 errichteter Bau erhebt) und die Hofkapelle, als Ostflügel die Remisen und die Pferdeställe. Eine geräumige Gartenanlage im Geschmack der Zeit lag vor dem Schloß.

Hier scheint sich der Graf wohlgeföhlt zu haben, denn er hat hier den Rest seiner noch 15 Jahre dauernden Regierungszeit verbracht und nur vorübergehend besuchsweise seine schwäbischen Erblande aufgesucht, deren Verwaltung er im übrigen seinen Beamten überließ. Der Grund ist vor allem in seiner ewigen Verschuldung zu suchen. Zu den drückendsten Schulden, die auf der Herrschaft Dagstuhl lasteten, gehörten die Forderungen der Familie v. Nesselrode, die aus der Vormundschaft des Bertram v. Nesselrode von 1652 bis 1660 für den minderjährigen Philipp Franz v. Sötern resultierten und die zu kostspieligen Prozessen geführt hatten. Unter Graf Kraft Anton Wilhelm war zwar 1710 ein Vergleich zustande gekommen. Da aber der Graf, entgegen dem Vergleich, die der Familie v. Nesselrode zustehende Summe für seine Herrschaft Baldern verwendet hatte, kam es erneut zur Klage, der 1752 stattgegeben wurde. Das brachte Graf Josef Anton in eine böse Lage, und da er nicht bezahlen konnte, ergingen 1755 Exekutionsmandate auf beide Herrschaften, und der Graf trat im nächsten Jahre die Einkünfte der Herrschaft Dagstuhl an v. Nesselrode ab. 1763 beantragte er die Aufhebung des Sequesters, erreichte sie aber nicht. Erst 1770 gelang es ihm, durch einen Vergleich mit dem Grafen Karl Franz v. Nesselrode, in dem dieser gegen eine letztmalige Zahlung von 17 000 Gulden auf alle Ansprüche an das Fideikommiß verzichtete,

wenigstens diesen Gläubiger loszuwerden. Graf Josef Anton nahm dies zum Anlaß, mit seinem Hofrat Winkler einen Schuldentilgungsplan auszuarbeiten und beim Kaiser eine Aufhebung der „Administrations-Kommission“ zu beantragen, die jährlich 1400 Gulden Unkosten verursachte. Aus der Eingabe ergibt sich, daß sich damals seine Schulden noch auf 394 000 Gulden beliefen, wovon allein 224 000 Gulden an die Familie v. Schönborn zu bezahlen waren¹⁰⁾.

Zwar erklärte ein Vertreter der Schuldner, Carl Pogliese aus Augsburg, diese seien nicht abgeneigt, auch ihrerseits dem Antrag des Grafen zuzustimmen, aber die Aufhebung des Sequesters erreichte der Graf erst 1775, zwei Jahre vor seinem Tode. Damals war es ihm nämlich nach dreijährigen Bemühungen gelungen, durch einen günstigen Verkauf einen wesentlichen Teil seiner Schulden zu decken. Er verkaufte an Kurtrier seine Anteile an den Hochgerichten Mandern und Schauern und seine Einkünfte in Rappweiler, Zwalbach, Morscholz, Konfeld, Rascheid, Bierfeld, Düppenweiler, Hasborn, Dautweiler sowie an der Mosel für insgesamt 112 000 Gulden, von denen 83 000 Gulden unmittelbar an die Familie v. Schönborn bezahlt wurden¹¹⁾.

Trotz seines Daueraufenthaltes in Dagstuhl blieb für den Grafen seine schwäbische Heimat das Ziel seiner Sehnsucht. Immer wieder zog es ihn nach Baldern, und immer wieder hat er sich vorübergehend dorthin begeben — die einzigen größeren Reisen, die er gemacht hat. 1767 schrieb er von Dagstuhl aus: „Ich bin lange genug hier und will wieder schwäbische Luft schnaufen. Hoffentlich wird er (sein Baldener Hofrat Winkler) für die Wege sorgen; ich bin hier lauter gute Wege gewohnt¹²⁾.“

Auch seine Beamten für die Herrschaft Dagstuhl suchte er sich mit Vorliebe unter seinen schwäbischen Landsleuten. Wenigstens mit zwei seiner anderen Beamten ist er nicht gut zurecht gekommen, wobei durchaus offen bleiben soll, auf welcher Seite dabei die größere Schuld zu suchen ist.

Nachdem 1758 sein aus Baldern gekommener Kammerrat und Amtmann zu Dagstuhl, Bruno Deis, gestorben war, bestellte er den aus dem Kurtrierischen stammenden Johann Peter Haag als Nachfolger. Fünf Jahre kamen der Graf und sein Amtmann offenbar ganz gut miteinander aus, bis Differenzen entstanden, die dazu führten, daß Haag sehr ungnädig entlassen wurde. Die Gründe zu dieser Amtsenthebung gibt der Graf in einem seiner zahlreichen Handschreiben an:

„Ich höre, der Haag komme heute nach Wadern. Vielleicht kommt ihm in den Kopf, zu mir zu kommen. Mache er ihm begreiflich, daß es eine ohnmögliche Sache wäre. Denn ich wollte nichts sagen von dem Betragen, das er gegen mich gehabt und von denen Reden, die er geführt, sondern ich könnte ohnmöglichlich verdauen, daß er aus Rachgierde versucht, mich mit dem höchstsel. Churfürsten von Trier in weitläufige Uneinigkeit zu setzen, welcher auszuweichen viele Mühe gehabt. Er mögte also nur in Gottes Namen wegbleiben¹³⁾.“

Noch schlimmer waren die Erfahrungen, die er in den nächsten Jahren mit dem Nachfolger von Haag, dem Oberamtmanne Josef Damian v. Hame aus der bekannten St. Wendeler Familie machen mußte¹⁴⁾. Dieser hatte einige Jahre keine Rechnung mehr gelegt und war eines Tages verschwunden. Sein Vater, der Hofrat Franz Ernst v. Hame, erbat dann beim

Grafen Urlaub für seinen Sohn zur Erledigung von Familiensachen. Aber der Graf lehnte schroff ab, bezeichnete die Gründe, die der Oberamtmann für seine Abwesenheit von Wadern angab, als Ammenmärchen und verlangte seine unverzügliche Rückkehr. Monatlang ging der Schriftwechsel zwischen dem Hofrat und dem Grafen hin und her, bis der Graf im Juli 1769 dem Oberamt kurzerhand den Befehl gab, alles, was an Rechnungsunterlagen vorhanden sei, vorzulegen, damit er sich ein Bild machen könne, und er schickte am 14. August dem Hofrat einen Befehl für seinen Sohn, sofort in seiner Wohnung zu erscheinen. Dazu schrieb er ihm, sein Sohn sei nicht allein bei seiner letzten Reise entgegen dem ausdrücklichen Verbot länger ausgeblieben, sondern habe sich auch wieder vor einigen Tagen gegen seinen Befehl und noch dazu bei Nacht davon gemacht. Er wisse nicht, wo er sich aufhalte und bitte den Hofrat, ihm den beiliegenden Befehl sofort zuzustellen. Tatsächlich war der Oberamtmann inzwischen in Wadern gewesen, hatte dort von dem Hauptmann v. Göbel gehört, beim Grafen sei für ihn kein Gehör mehr und war sofort wieder abgereist. Am 15. August bat er schriftlich den Grafen um Fristverlängerung für die Fertigstellung der Rechnungen. Der gräfliche Befehl, bestimmte Gelder, die er aus den Einnahmen an einen Hauptmann v. Schmitz habe zahlen müssen, binnen 6 Stunden bei „Vermeidung öffentlicher Prostitution“ wieder beizuschaffen, habe ihn in solche Verlegenheit gebracht, daß er sich außer Stande gesehen habe, zu arbeiten. Daher sei er zu seinem Vater nach St. Wendel gereist, um von ihm den zu Unrecht geforderten Betrag zu erhalten. Der Vater aber habe abgelehnt, weil zu dieser Zahlung keine Verpflichtung bestehe. Die Verhältnisse ließen es nicht zu, daß er die Rechnungen in Wadern fertigstelle, da er in seinem dortigen Wohnhaus stets beunruhigt werde. Er wolle die Arbeit in St. Wendel erledigen.

Inzwischen aber hatte der Graf erfahren, sein Oberamtmann sei in kurtrierische Dienste getreten. Er schrieb daher dem Kurfürsten, sein Oberamtmann habe sich, vermutlich, weil er seine Rechnungen nicht legen könne, nächtlicherwise aus dem Staub gemacht und sich nach St. Wendel in den Schutz seines Vaters begeben. Er bitte, ihn nicht eher einzustellen, bis er Rechnung gelegt habe. Kurfürst Clemens Wenzeslaus antwortete am 4. September (d. d. Ehrenbreitstein), er habe auf Bitte des Hofrats, Amtsverwalters und Kellners zu St. Wendel, Franz Ernst v. Hame dessen Sohn Damian in seine Stelle eingesetzt, jedoch mit der Auflage, binnen 14 Tagen von dem Grafen seine Entlassung beizubringen¹⁵⁾.

Am 30. August brachte tatsächlich der Bruder des Oberamtmannes, der Prior Theobert v. Hame von Tholey die fehlenden Rechnungen der Jahre 1764–1768 nach Wadern. Bei der Nachprüfung stellte allerdings der Amtssekretär fest, daß eine Menge Geld nicht verbucht war. Auch ein anderer Bruder des Oberamtmannes, der kurmainzische Hofkammerdirektor Philipp Jakob v. Hame äußerte sich zu der Angelegenheit. Er bat in einem Schreiben vom 5. September den Grafen, seinem Bruder seine Dienstentlassung zu geben und schrieb: „Nach der soeben von Herrn Hauptmann v. Schmitz mir erzählten Aufführungen meines Bruders hat derselbe nicht allein von Ew. Hochgräfl. Excellenz die größte ungnad, sondern auch von meiner geringen Familie ein Ewiges Verabscheuen seiner Person wohl verdient. Ich bin auch weit entfernt, um eine großmütige Vergebung seines ohnverantwortlichen Vorgehens anzusuchen, Vielmehr werde ihm seinen

Fehltritt ohnvergeßlich immer stark empfinden machen und mich zugleich für Höchstdieselben bey allen Gelegenheiten rächen.“

Aber erst im November legte der Oberamtmann die noch fehlenden Teilrechnungen vor, die einer scharfen Kontrolle unterzogen wurden. Dabei stellte sich angeblich ein Fehlbetrag von 3760 Gulden heraus. Der Graf sprach von Unterschlagung, drohte dem Oberamtmann mit der Carolina und bestrafte ihn mit dem quadruplo des Fehlbetrages. Als dann aber ein jämmerliches Schreiben des Oberamtmanne einging, in dem er von seinem dadurch herbeigeführten Ruin sprach, mit Selbstmord drohte, seine Nachlässigkeit bekannte, im übrigen aber seine Unschuld beteuerte, war der Graf großzügig und ermäßigte die Strafe auf 175 Gulden. Er erteilte ihm auch mit kalten Worten seine Dienstentlassung, allerdings mit gewissen Vorbehalten. Immerhin konnte der Oberamtmann nun seine Hofratsstelle in St. Wendel antreten, die er bis zu seinem frühen Tode 1779 innehatte. Er hat nach dem Tode des Grafen versucht, den Spieß herumzudrehen und verlangt 1778 einen ihm angeblich aus den Rechnungen noch zustehenden Betrag. Aber dabei handelte es sich wohl nur um den späten Versuch einer Rechtfertigung und die Sache verlief bald im Sande. Hatte Graf Josef Anton also einigen Ärger mit seinen Beamten, so waren die Erfahrungen, die er mit seinen Dagstuhler Untertanen machen mußte, noch viel schlimmer. Sein ganzes Bestreben ging dahin, deren wirtschaftliche Lage zu verbessern und selbstverständlich damit seine Einkünfte aus der Herrschaft zu erhöhen. Die Zahl seiner selbst die kleinsten Einzelheiten regelnden Erlasse, Anordnungen, Befehle, Verfügungen und Entscheidungen ist Legion. Aber die Untertanen hatten für seine patriarchalischen Bemühungen und für solch scharfes Reglementieren kein Verständnis. Mißtrauisch beobachteten sie alles, was vom Amt und von der Herrschaft kam. Schon ihre Vorfahren waren mit der Herrschaft unzufrieden gewesen, hatten einen Prozeß gegen sie angestrengt und dieser Prozeß schwelte immer noch am Reichskammergericht, als Graf Josef Anton die Regierungsgeschäfte übernahm.

Es kann hier nicht der Ort sein, diesen Prozeß in seinen einzelnen Phasen darzustellen¹⁰). Das kann nur in einer besonderen Arbeit geschehen. Deshalb hier nur kurz folgendes: Seit dem 16. Jahrhundert bestanden Streitigkeiten zwischen den Untertanen und der Herrschaft. Vor allem ging es darum, daß die Untertanen bestritten, Leibeigene zu sein, die sogenannten ungemessenen Fronden ablehnten, ebenso die Verpflichtung, ihre Kinder auf Verlangen zu dem sogenannten Pflichtjahr in den Dienst der Herrschaft zu geben. Zur Zeit der Verwaltung der Herrschaft durch den Kurfürsten v. Schönborn und der sehr strengen, eigenmächtigen und auch ungerechten Behandlung der Untertanen durch den kurfürstlichen Admodiator v. Langenmantel aber war der Streit sehr heftig geworden. Die Untertanen hatten sich zusammengeschlossen, hatten Delegierte gewählt, juristische Berater gesucht, und seit dieser Zeit schwebte der Prozeß am Reichskammergericht, schlief gelegentlich ein, um dann durch irgend eine Maßnahme des Admodiators wieder aufzuleben. Die Streitgegenstände wechselten, die ursprünglichen Streitpunkte traten gelegentlich bis zur Vergessenheit zurück, andere Dinge vorübergehend in den Vordergrund. Aber zur Ruhe kam die Anelegenheit nie, trotz aller Anstrengungen der Herrschaft, ein für sie günstiges endgültiges

Mandat zu erhalten. So lagen die Dinge, als Graf Josef Anton zur Regierung kam. Bei seiner autokratischen, absolutistischen Regierungsweise war es kein Wunder, daß die Untertanen sauer reagierten, in allen Maßnahmen Eingriffe in ihre verbrieften Rechte sahen und sich mit allen Mitteln zur Wehr setzten. Leidenschaftlich und mit aller Erbitterung wurde auf beiden Seiten gekämpft. Nie wurden so viele Übergriffe der Untertanen verzeichnet, ist soviel verhaftet und geschossen worden wie während der Dauer des Prozesses. Einmal (1763) hat der Graf, als er sein Schloß Dagstuhl bezog, versucht, den Prozeß durch eine Einigung mit den Untertanen zu beenden. Aber diese ließen sich auf nichts ein und kämpften verbissen weiter. Erst Ende der 1760er Jahre wurde die Beteiligung der Untertanen am Prozeß immer schwächer, und als es dem Grafen 1773 gelang, die Anführer, vor allem seinen wichtigsten Gegenspieler Martin Berwanger aus Lockweiler auszuschalten, schief der Prozeß sang- und klanglos ein. Er hatte die Untertanen und den Grafen sehr viel Geld gekostet, Geld, das nunmehr nutzlos verpulvert war. Den Schlußpunkt hinter den Prozeß setzte der Graf, als er am 30. Oktober 1772 verordnete: „Nachdem Wir, um Unsern getreuen Untertanen ein abermaliges Beyspiel Unserer besonderen landesväterlichen Zuneigung und Liebe zu geben Uns gnädigst entschlossen, auf Unser wohlerworbenes altes Recht, das gezwungene Gesind auf Unserer Oekonomie aus ihren Kindern zu nehmen, für Uns und Unsere Erben auf immer zu verzichten und ihnen solches aus angestammter bloßer Gnade, jedoch allen andern Unsern Gerechtsamen ohnbeschadet, zu schenken, als machen denenselben vermittels dieses offenen Befehls, der ihnen zur Sicherheit ausgefertigt worden, bekannt und hoffen übrigens: Es werden Unsere Uns mit ihrem Wohl am Herten gelegene Untertanen diese Unsere Gnade durch unverminderten Gehorsam und Treue zu erkennen fernerhin sorgfältigst beflissen seyn¹⁷⁾.“

Damit hatte der Graf großmütig auf ein Recht verzichtet, das Jahrhundert hindurch von seinen Vorgängern in Anspruch genommen, von den Untertanen aber heftigst bestritten worden war.

Als Graf Josef Anton zur Regierung kam, war er unverheiratet. Erst zehn Jahre später, 1761, im Alter von 40 Jahren, heiratete er die dreißigjährige Prinzessin Elisabeth Christiane von Schwarzburg-Sondershausen. Sie war die Tochter des Fürsten Christian, der als General-Feldmarschall in Diensten des sächsisch-polnischen Hofes stand und dessen Gemahlin, einer geborenen Prinzessin v. Anhalt-Berneburg. Als Hofdame der Kaiserin Maria Theresia war sie im Jahre 1755 auf dem Hradschin in Prag zur katholischen Kirche übergetreten. Von Prag her soll sie eine große Verehrung für den heiligen Nepomuk nach Dagstuhl mitgebracht haben¹⁸⁾.

Die Ehevermittlung hatten Dritte übernommen; die späteren Eheleute haben sich vorher nicht gekannt. Dem Grafen war ein gutes Portrait der Prinzessin gezeigt worden. Er hatte sich nach ihr erkundigt, und da ihm die Auskünfte befriedigend erschienen, sich mit der Heirat einverstanden erklärt und die Verbindung zur Mutter der Prinzessin aufgenommen. Am 23. März 1761 fand dann in Baldern die Heiratsabrede statt¹⁹⁾. Die Gräfin ist schon 1771 im Alter von 40 Jahren gestorben und wurde in dem nach ihr gegründeten Kapuziner-Kloster auf dem von ihr benannten Christianenberg zu Wadern beigesetzt. Ein Jahr nach ihrem Tode heiratete der Graf in zweiter Ehe die neunzehnjährige Gräfin Antonie von Zeil-Wurzach. Am

20. April 1778 ist er mit Hinterlassung einer zweijährigen Tochter gestorben und fand seine Ruhestätte neben seiner ersten Gemahlin im Kapuziner-Kloster zu Wadern.

Es war Max Müller, der den Grafen und seine Regierung schon einmal kritisch beleuchtet hat¹⁰⁾. Sein Urteil, das die bisherigen Ausführungen an Stelle hier nicht möglicher Details ergänzen möge, sei gekürzt wiedergegeben:

„Der Graf, unterstützt von seiner klugen Gemahlin, setzte seine ganze Kraft ein, die Sünden seiner Väter wieder gut zu machen. Um den Dingen nahe zu sein, verlegte er zunächst seine Hofhaltung von Hohenbaldern nach Wadern. Ein altes, schloßähnliches Gebäude diente solange als Residenz, bis das Schloß zu Dagstuhl fertiggestellt war. Dort blühte dann ein Vierteljahrhundert²¹⁾ jene treufleißige Politik eines Fürsten, die weniger regierend als verwaltend die ganze Sorgfalt des braven Hausvaters seinem kleinen Ländchen zuwandte. Sein Regiment war freilich absolut, und mehr als einmal schlug der alte Graf, wie er heute noch bei den Hochwaldbauern heißt, mit dem Krückstock dazwischen. Aber sein Parlament war sein Gewissen und sein Auge wachte über alles. Sei es, daß er die schlechten Handschriften der Schüler rügte, sei es, daß er ob der zahlreichen, an den Amtsgebäuden zerbrochenen Fensterscheiben wettete. Selbst der Küche seiner Bedienten galt seine Sorge, indem er befahl, seine Offizianten hätten täglich ihr richtiges gutes Essen zu erhalten. Die Köchin habe mittags präzise um 12 und abends um 8 Uhr das Essen aufzutragen und eine volle Stunde die Speisen warm zu halten. Jeder habe mittags und abends Anspruch auf eine halbe Waderner Wein.

Der Erfolg seiner Regierung war ein bescheidener Wohlstand seiner Untertanen und vor allem Ordnung in seinem Ländchen. Aus dem armseligen Hochwalddorf Wadern hatte er einen wohlhabenden Marktflecken mit zahlreichen fleißigen Gewerbetreibenden und Handwerkern geschaffen. Wenn wir einer späteren Schilderung trauen dürfen, so war dieser Ort, den zwölf Stockbauernfamilien und einige Einspännige bewohnten, damals wenig angenehm. Morast und Sumpf bedeckten seine tiefen Lagen, durch die schlechte, unbefestigte Wege führten. Der Graf mußte deshalb dem Platz seine besondere Huld zuwenden. Er führte dort ein kleines Barockschlößchen und andere, zur Aufnahme der Behörden bestimmte Gebäude auf. Auch gab er Wadern das Recht, alljährlich acht freie Jahrmärkte zu halten. Und schließlich siedelte er nach und nach hier durch Hergabe von Baugelände und Gewährung von Abgabe- und Dienstfreiheit kleine Industrien, namentlich Gerber und Wollweber, Handwerker und Wirte an, die er nach den Forderungen des in jener Zeit mächtigen Merkantilismus beim Bezuge ihrer Rohstoffe auf Kosten der Bauern stark bevorrechtete.“

Soweit Müller. Als der Graf ins Grab gesunken war, waren die väterlichen Schulden fast ganz getilgt; aber bis zum Tode hat er nie uneingeschränkt über seine Einnahmen verfügen können. Auch sonst ist ihm nicht alles geglückt, was er geplant und beabsichtigt hatte. Doch wenn man die 27 Jahre seiner Regierungs- und Verwaltungstätigkeit überblickt, wenn man vergleicht, was die Herrschaft Dagstuhl und ihr Hauptort Wadern beim Regierungsantritt und was sie bei seinem Hinscheiden waren, dann wird man den Fleiß und die Zähigkeit dieses Mannes be-

wundern müssen, der sich gegen unglaublich widrige Umstände und gegen das Unverständnis seiner Landeskinder durchsetzen mußte und der seinem Lande nur durch seinen allzu frühen Tod geschadet hat, so sehr vielleicht ein Teil der Untertanen froh gewesen sein mag, von seiner unbequemen und strengen Aufsicht befreit zu sein.

Das Kapuzinerkloster in Wadern ist in der französischen Revolution eingegangen, die Gräber des Grafen und der Gräfin sind verschwunden. Das Andenken an den Grafen, der im kleinen Wirkungsbereich uneingeschränkt der erste Diener seines Staates war, wie es Friedrich II. damals in Preußen sein wollte, aber sollte doch nicht ganz verlöschen, obwohl er weder ein Kriegsheld war noch großartige Bauten aufgeführt hat.

Anmerkungen

- 1) Wegen der Bestandteile der Herrschaft Wadern vgl. meine Arbeit in „Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend, 6./7. Jahrgang, S. 58 ff.
- 2) Vgl. Die Kunst- und Altertums-Denkmale im Königreich Württemberg, Ober-Amt Neresheim.
- 3) Georg Grupp, Baldern. Ein Beitrag zur öttingischen Geschichte – Nördlingen 1900 – S. 115.
- 4) Grupp, a.a.O. S. 116 ff.
- 5) Fürstliches Archiv Wallerstein I/X/18.
- 6) Ebenda I/IX/4.
- 7) St.-A. Koblenz 38/799.
- 8) Nach C. v. Briesen, Urkundliche Geschichte des Kreises Merzig – Saarlouis 1863 – S. 234 hat er seine Hofhaltung erst 1763 von Hohenbaldern nach Dagstuhl verlegt. Das mag insofern richtig sein, da erst um diese Zeit seine Verheiratung und die Fertigstellung des Schlosses Dagstuhl eine eigentliche Hofhaltung überhaupt erst möglich machte. Aber der Graf selbst und zweifellos die notwendige Begleitung hat sich bereits von 1751 ab meistens in Wadern und nicht in Baldern aufgehalten.
- 9) Fürstl. Archiv Wallerstein, Repertorium Frey. Die umfangreichen Akten über die Nesselrodische Forderung befinden sich im fürstl. Archiv Wallerstein I/IX/7. Wenn v. Briesen (a.a.O. S. 284) sagt, der Graf habe bereits 1763 die Aufhebung des Sequesters auf der Herrschaft durch Befriedigung der Familie v. Nesselrode erreicht, so ist das leider nicht richtig.
- 10) St.-A. Koblenz 38/603: Acta die gesuchte Selbst-Administration der Herrschaft Dagstuhl 1769 – 70.
- 11) St.-A. Koblenz 38/306 und 38/617.
- 12) Grupp, a.a.O. S. 120.
- 13) Fürstl. Archiv Wallerstein I/X/16.
- 14) St.-A. Koblenz 38/650: Acta betr. die Dienstführung des Amtmannes v. Hame und dessen Rechnungsrezeß.
- 15) Der Bruder des Oberamtmannes, der kurmainzische Hofkammerdirektor Philipp Jakob v. Hame behauptete allerdings, „seine Recommendation (habe) ihm die wirkliche Churtrierischen Dienste zuweg gebracht.“ Vgl. zu der Übergabe der Geschäfte vom Vater auf den Sohn die Bemerkung bei Max Müller, Das Güterbuch der Familie v. Hame; in: Unsere Saar 1929/30 Nr. 4, S. 76 sowie bei H. Kl. Schmitt, Die Wendelskapelle und der Wendelsbrunnen – St. Wendel 1949 – S. 34.
- 16) Die Akten finden sich in zerstreuten Einzelstücken im fürstl. Archiv Wallerstein, im St.-A. Koblenz in Abteilung 56 und als geschlossener Bestand in Abt. 38 Nr. 604 – 615. Abschnitte des Prozesses habe ich bereits in Geschichte und Landschaft (Beilage zur Saarbrücker Zeitung) vom 16. Dezember 1958 (Der Dagstuhler Bauernaufstand) und vom 19. Februar 1959 (Der Bauernrebell aus Lockweiler) veröffentlicht.
- 17) St.-A. Koblenz 38/621 und fürstl. Archiv Wallerstein I/IX/4.
- 18) Auf der Waderner Brücke stand aber schon vorher eine Statue des heiligen Nepomuk, die also nicht etwa auf Veranlassung der Prinzessin gesetzt worden sein kann. Von ihr erfahren wir durch einen Bericht vom 3. 11. 1759 an den Grafen: „Der sinnlose Sohn des Hans Peter Hauppenthal hat dem Standbild des heiligen Nepomuk auf der Waderner Brücke den Kopf abgeschlagen, weil er nicht geredet und ihm keine Antwort gegeben“ (fürstl. Archiv Wallerstein I/IX/4).
- 19) Grupp, a.a.O. S. 116.
- 20) Max Müller, Aus der freien Reichsherrschaft Dagstuhl; in Trierische Heimat 7. Jahrgang 1931 S. 139 ff. – Derselbe, Das Kapuzinerkloster zu Wadern; in: Trierische Heimat 8. Jahrgang 1932, S. 171 ff.
- 21) Tatsächlich nur von 1763 bis 1778.

FLURFORMEN IM SAARLAND

VON HANS RIED

Die historischen, archäologischen und geographischen Forschungen zur Siedlungskunde unserer Heimat haben in zahlreichen Veröffentlichungen ihren Niederschlag gefunden. Haus- und Dorfformen, Werden und Wesen der Siedlungen, ihre Namen und die Entwicklung der Industrie sind häufig untersucht worden, so daß sich ein recht deutliches Bild unserer Kulturlandschaft und der sie gestaltenden Kräfte gewinnen läßt. Es fällt indessen auf, daß die Frage der Flurformen so gut wie nicht berührt worden ist, obwohl diese doch ein augenfälliges Element unserer Agrarlandschaft sind. Es sei daher im folgenden gestattet einige Beachtungen mitzuteilen, die sich auf die Flurformen im Saarland beziehen.

Hierzu
Abb. 15–19

Mit solchen Formen ist die Art der Gliederung gemeint, welche die Bewohner einer Siedlung auf ihrer Gemarkung, d. h. der ihnen gehörenden Wirtschaftsfläche zum Zwecke der landwirtschaftlichen Nutzung durchführten. Auf Grund natürlicher, wirtschaftlicher, technischer und rechtlicher Gegebenheiten entstanden in mancherlei Weise begrenzte und unterschiedliche Teilstücke, deren Form und die Art der gegenseitigen räumlichen Zuordnung die Gesamtflur kennzeichnen und einem Typus zuordnen. An Hauptformen lassen sich groß- und kleinflächig gegliederte Fluren, Block-, Streifen- und Gewinnfluren erkennen, zudem nach der Art der Abgrenzung Hecken- und Steinmauerfluren oder, wo solche Begrenzungen fehlen, offene Fluren.

Untersucht man unsere Fluren auf ihre Formen hin, so wird man für den weitaus überwiegenden Teil der Gemarkungen Gewinnfluren erkennen, hier und da auch eine Blockflur¹⁾. Damit ordnen sich unsere Fluren in die des südwestdeutschen Altsiedelbereiches ein, in dem in erster Linie die Realteilung aus ursprünglich großflächigeren Teilstücken, nämlich Blöcken und Langstreifen, zur Entstehung der oben genannten Flurform geführt hatte. Indessen ist dieser Vorgang nicht als ein gradliniger Ablauf zu denken, gab es doch Stockungen und unter Umständen sogar wieder ein Zurückgehen auf die Ausgangsform; auch ist er bei weitem nicht abgeschlossen, denn selbst in der Gegenwart ist unsere Flur in der Wandlung begriffen. So ist unsere Agrarlandschaft von einer starken Dynamik erfüllt, die zwar weniger hastig, oft nur zögernd und nicht immer gleichgerichtet ist, aber doch von einer solchen Stärke, daß sie in den Jahrhunderten ihrer Wirksamkeit ursprüngliche Formen zur Unkenntlichkeit wandeln konnte.

Als eine alte, recht auffällige Form muß die Blockflur angesehen werden, wobei wir der Entstehung und der Entwicklung nach mehrere Typen unterscheiden können:

a) Mit einiger Sicherheit kann man eine Blockflur erkennen, die feudalen oder kirchlichem Besitz zuzuordnen ist und deren Entstehung in der Rodungszeit des Mittelalters, vielleicht sogar schon in der germanischen Landnahmezeit liegt, in der ebenfalls schon eine deutliche soziale Differenzierung herrschte und eine Art feudale Organisation vorhanden war, der – wohl auch bedingt durch die zunächst geringe Bevölkerungsdichte und ein Übergewicht auf der Viehzucht als Nutzungsform – die geschlossene Block- oder doch die Blockgemengflur entsprach. Wenn auch Belege

Fig. 1

Die Abbildung zeigt den Besitz der Deutschherren. Er ist in einer geschlossenen Blockflur angelegt

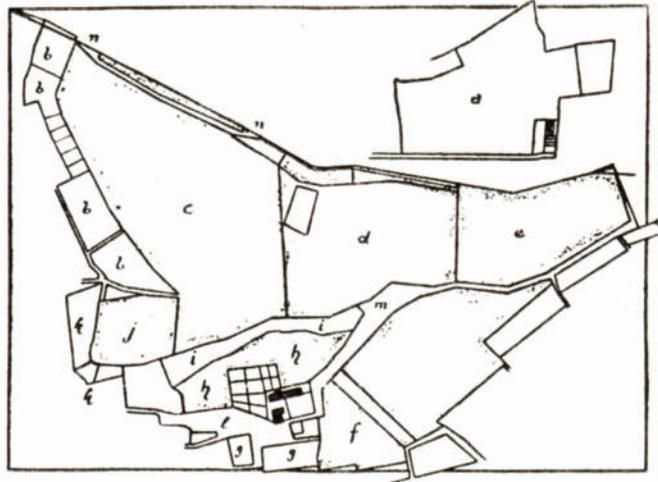


Fig. 2

Der Grafen- oder Rodenhof in Saarbrücken. Seine Blockfluren wurden erst 1763 parzelliert

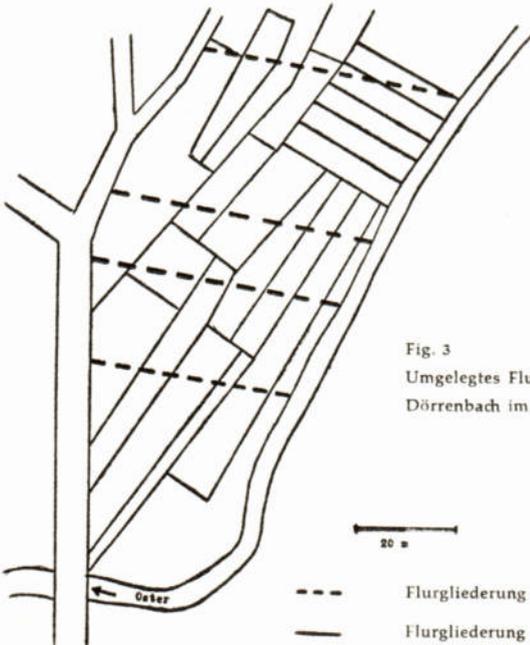
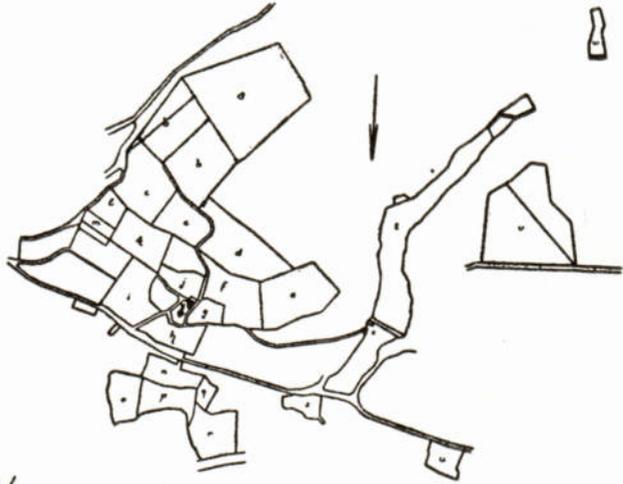


Fig. 3

Umgelegtes Flurstück aus der Gemarkung Dörrenbach im Ostertal

- Flurgliederung nach der Umlegung
— Flurgliederung vor der Umlegung

für eine solche frühmittelalterliche Flur im Saarland bisher noch nicht gefunden werden konnten, so daß sie zunächst noch Hypothese bleiben muß, so lassen sich aber deutlich Blockfiguren für das hohe und ausgehende Mittelalter nachweisen.

Als Beispiel seien die zahlreichen Höfe angeführt, die im Bannbereich der heutigen Stadt lagen und deren Besitzer vielfach adelige Burgsassen, der Graf selbst, seltener auch Bürger aus den damals kleinen Städtchen Saarbrücken und St. Johann waren. Zu ihnen gehört auch der Besitz der Deutschherren (Fig. 1). Er ist in der Form einer geschlossenen Blockflur angelegt, die mindestens bis in das Jahr 1227 als Gründungsjahr des Deutschordenshauses zurückgeht, vermutlich aber noch älter ist, denn in der Schenkungsurkunde des Grafen Simon wird bereits von „hinreichenden Ackerfeldern und Wiesen“ gesprochen²⁾. Das gleiche Bild zeigt auch der Grafen- oder Rodenhof, der 1763 an die Stadt Saarbrücken verkauft und dann erst parzelliert wurde (Fig. 2). Das Eigentum des Hans Biese, das 1440 als 91 Morgen umfassend beschrieben wird, zerfiel in 30 „Parzellen“, von denen drei zehn und mehr Morgen, 16 bis zehn Morgen und elf nur einen Morgen umfaßten. Zweifellos handelte es sich bei dieser Größe der Parzellen um richtige Blöcke. Ähnliche Verhältnisse waren auch in Malstatt-Burbach anzutreffen, wo auf dem herrschaftlichen Besitz und auf dem sogenannten Schwanengut Flurblöcke von 8, 10 und 12 Morgen Größe lagen. Wohl mag es in ihrer Nachbarschaft gleichzeitig auch Kleinblöcke, Streifen oder Gewanne gegeben haben, die zu den kleinen Bauernsiedlungen gehörten, doch ist nicht zu bezweifeln, daß diese Blöcke einen bedeutenden Teil der Flur ausmachten. Ein solches Nebeneinander trat in vielen Gemarkungen des Saarlandes auf, so daß man für diese Zeit von einer Block-Streifengemengflur reden kann.

Was ist nun aus diesen Blöcken geworden? Im Laufe der Jahrhunderte wurden sie von Bürgern und Bauern aufgekauft, manchmal sogar einfach in Besitz genommen, wenn sie brach lagen, und parzelliert, so daß allmählich eine Streifenflur entstand. Dieser Vorgang dauerte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts an.

Jenem Ursprung entspricht durchaus die Art, in der die Felder bebaut wurden. Da sich die Flur, jedenfalls um Saarbrücken, aus den größeren, überwiegend herrschaftlichen oder kirchlichen Gütern entwickelte und eine größere zusammenhängende Gemeindeflur erst ganz spät, nämlich im 18. Jahrhundert, zustandekam, fehlt es auch an jeglicher Gebundenheit in der Bebauung. Die Praktiken der Dreifelderwirtschaft konnten hier nicht ausgeübt werden. Schon Köllner³⁾ berichtet, daß die Bürger ihre Felder weder flur- noch gewannweise bebauten, und daß ein solches System auch zu keiner Zeit üblich gewesen sei. Rollé⁴⁾ bemerkt in seinem Bericht, daß Malstatt, Burbach und St. Arnual „keine Flüre und keine Nachweyde“ besäßen und in einem Bericht des Bürgermeisters der Mairie Saarbrücken während der Französischen Revolution heißt es „daß die Bürger schon seit alter Zeit ihre Äcker nach Belieben bestellt hätten“⁵⁾.

b) Während so diese alten Blöcke in die Streifenflur übergeführt wurden, zeichnet sich gegen das Ende dieser Umwandlung – und besonders auffallend für das östliche Saarland – ein Vorgang ab, der wiederum Blockfluren neu entstehen ließ. Der Vorgang muß im Zusammenhang mit den Verhältnissen nach dem Dreißigjährigen Krieg und den Reunionskriegen

gesehen werden, als weite Landstriche entvölkert, Dörfer niedergebrannt, Fluren verödet und gar wieder von Wald eingenommen waren. Bei der Wiederbesiedelung der Dörfer, die mit ihren Gemarkungen oft mehrere Jahrzehnte verlassen waren, kam es nach einem langwierigen Verfahren, in dem man die Besitzverhältnisse zu klären suchte, zu einer Neuverteilung und Neueinteilung der Flur. Das waren die sog. Renovaturen, deren Protokolle vielfach noch erhalten sind. Es ist nun bemerkenswert, daß man die siedlungsnahen Teile in regelmäßige Gewannfluren mit Gemengelage einteilte, aber das in größerer Entfernung vom Dorf liegende Ackerland, welches die Bewohner der kleinen und auch nur langsam wachsenden Siedlungen nicht beanspruchten, zu geschlossenen Blöcken zusammenfaßte. Auf ihnen wurden dann, manchmal an der Stelle von

Abb. 15

Wüstungen, Höfe errichtet. Vielfach wurden sie von Schweizer und Tiroler Einwanderern bewirtschaftet, die neue Anbautechniken und neue Kulturpflanzen mitbrachten und das Beispiel für eine neuzeitliche Landwirtschaft gaben. Hoppstädter⁶⁾ nennt über vierzig solcher Höfe, die zum größten Teil bis zum heutigen Tage bestehen geblieben und auch immer noch durch ihre Blockfluren und die Randlage zu den Gemarkungen gekennzeichnet sind.

c) Als ein dritter Typus sind die Blockfluren anzusehen, die sich um die „Industriehöfe“ entwickelten; es sind jene Höfe, die ihren Ursprung der Industrie verdanken, welche mit ihren steigenden Menschenzahlen und dem gleichfalls wachsenden Wohlstand die Nachfrage für landwirtschaftliche Erzeugnisse vergrößerte. In einzelnen Fällen entstanden sie auch durch die Tatsache, daß in Handel und Industrie reich gewordene Unternehmer ihr Geld in Grundbesitz anlegten und diesen dann bewirtschaften ließen. Einige dieser Höfe entstanden bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die meisten jedoch in der Zeit zwischen 1870 und 1925. Ein schönes Beispiel dafür ist der Ritthof bei Bliensransbach, der in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Weingut angelegt worden war, da der Weinbau in dieser Zeit eine gute Konjunktur hatte. Für die neuere Zeit sei der Karcherhof bei Bischmisheim angeführt; er entstand in den Jahren 1919 bis 1922 auf dem äußersten Nordrande der Gemarkung Fechingen in stark parzelliertem Gelände. Im Laufe der Zeit konnte der Besitzer durch Käufe und Landtausch seinen Besitz arrondieren und große Blöcke um seine Wirtschaftsgebäude gruppieren, wobei ihm die außerordentlich geringen Landpreise nach dem ersten Weltkriege zustatten kamen. Nach seinen Angaben konnte man schon für 10 Mark oder eine Flasche Schnaps einen Morgen erwerben.

d) Noch jünger und als vierter Typ auszuscheiden sind Blockfluren, die durch neue Rodungen im Wald entstanden sind, wie bei Britten und Zerf, vor allem aber solche, die auf die Flurbereinigung, Umlegung und Aussiedlung von Bauerngütern zurückgehen. Vorgänge dieser Art traten vereinzelt und auf Grund privater Verständigung schon seit 1925 auf, verstärkt und von staatlicher Seite gefördert seit 1935. Anlaß dazu gab die außerordentlich starke Flurzersplitterung, die dazu geführt hatte, daß der Grundbesitz eines Hofes in mehr als hundert zerstreute Parzellen aufgegliedert war und die Wegstrecke zu den einzelnen Flurstücken bis zu 200 Kilometer betrug. Rationalisierung und Mechanisierung verlangten dringend eine Zusammenlegung der Teilstücke. Auf diese Weise kam

wieder, wenigstens in Teilen einer Gemarkung, eine Blockflur zustande. In manchen Fällen entstanden dazu auch Höfe und zwar wiederum am Rande der Gemarkung, wo aus mancherlei Gründen die Bildung von größeren Blöcken leichter war. Diese „Aussiedlerhöfe“ zeigen damit eine gewisse Ähnlichkeit mit den Hofgründungen des 18. Jahrhunderts. Am weitesten ist eine solche Neugestaltung der Flur in einigen Gemeinden des Ostertals und bei St. Wendel (Urweiler) fortgeschritten (Fig. 3).

In einer besonderen Weise verlief die Entwicklung in Münchweiler. Dort wurde 1932 die Hälfte des Hofgutes der Freiherren Zandt von Merl an elf Siedler aufgeteilt, wobei um die vereinzelt stehenden Siedlerhöfe eine Flur mit unregelmäßigen Blöcken entstand. Dieser Neuordnung war ein guter Erfolg beschieden, denn die Höfe haben sich bis heute erhalten und als rentabel erwiesen.

Abb. 16

Den Blockfluren verwandt ist die Hufenflur. Ihr Merkmal ist der breite, geschlossene Besitzstreifen hinter dem Hof, der im Reihendorf mit gleichartigen Bauernstellen zusammenliegt. Zahlreich sind solche Hufenfluren in den Rodungsgebieten des deutschen Mittelgebirges, im Odenwald, Spessart, Thüringerwald und anderen, dort also, wo eine planmäßige Neulandgewinnung erfolgt war. In unserem Raum wird man solche Fluren in entsprechenden Rodungslandschaften zu suchen haben: außerhalb der Gau- und Tallandschaften im Hunsrück und den Waldgebieten des Buntsandsteins. Bis jetzt aber konnten Fluren dieser Art nicht mit Gewißheit nachgewiesen werden, wenn auch hier und da Namen, z. B. „die Huf“ bei Kreuzwald (Lothringen) darauf hindeuten. Hufenähnliche Flurteile, die auf Grund ihrer Lage zur Siedlung und der Geländebeziehungen als älteste Ackerfläche anzusehen sind, zeigt die Flurkarte von Hausbach. Auch in einigen Gemarkungen des nördlichen Saarlandes, wie Gehweiler, Buweiler und Wadrill treten hufenähnliche Formen auf. Kuttler⁷⁾ schließlich vermutet in Asweiler bei Biesingen eine Hufenflur. Das glaubt er bei dieser spätmittelalterlichen Ausbausiedlung noch jetzt aus dem Verlauf der Wege, aus den Gewanngrenzen und aus der streifenartigen Form der Gesamtgemarkung schließen zu können, die in ihrem nördlichen Teil noch ganz die Züge einer Rodungsflur zeigt.

Abb. 17

Im Warndt, wo die Siedlungs- und Flurenentwicklung so jung ist, daß sie sich zumeist genau verfolgen läßt, ist eine Hufenflur nirgendwo ausgebildet. Bei den fürstlichen Glasmachersiedlungen des 17. und 18. Jahrhunderts scheint die Kleinblockflur mit Gemengelage Ausgangspunkt der Entwicklung gewesen zu sein. Das kann man jedenfalls deutlich bei Lauterbach erkennen, dessen Gründung im Jahre 1707 erfolgte. Die von den Glasmachern gerodeten Waldstücke wurden in unregelmäßige Blöcke aufgeteilt, während die Siedlung selbst in einer Reihe lag, hinter der sich auf ein kurzes Stück hufenartig das Gartenland erstreckte. Aber schon 1764 begann eine Renovatur, die das — übrigens nie intensiv genutzte — Ackerland in regelmäßigen Parzellen aufteilte, so daß eine Plangewannflur entstand.

Was die Gewannflur angeht, die uns heute im größten Teil der Gemarkung als kreuzlaufende Kurzstreifenflur entgegentritt, so läßt sich die Entwicklung mit größerer Gewißheit nur bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert zurückverfolgen. Es wurde schon gesagt, daß sich ein Teil von ihr aus den herrschaftlichen Blöcken des Mittelalters entwickelt hatte. Ein

anderer Teil, und zwar der, welcher bereits vor dem Beginn der lange andauernden Aufteilung dieser Blöcke als Streifenflur vorhanden war und die Kernflur der bäuerlichen Siedlungen bildete, entstand vermutlich aus ursprünglichen Langstreifen- oder auch aus bäuerlichen Kleinblockfluren. Der Vorgang setzte in den einzelnen Gemarkungen je nach Bevölkerungsdichte, Flächengröße und Nutzungsform früher oder später ein und dauerte wohl, insgesamt gesehen, das ganze Mittelalter hindurch. Mit der Aufteilung der ursprünglichen Form, der sog. Vergewannung, läuft der Übergang zur Dreifelderwirtschaft und zum Flurzwang parallel. Diese Techniken erwiesen sich als notwendig, da bei fortschreitender Unterteilung der Flur und bei ihrer Vergrößerung durch Rodung ein individueller Anbau immer schwieriger wurde. Wie rasch die Zersplitterung in manchen Fällen voranschritt, läßt sich an der Tatsache erkennen, daß man bei einem gegebenen Besitz nicht die Zahl der vorhandenen Parzellen durch die Zahl der Erbberechtigten teilte und die einzelnen Parzellen ungeteilt ließ, sondern jede einzelne Parzelle durch die Zahl der Erben dividierte. Dabei kamen Längs- und Querteilungen vor.

Aus der Tatsache, daß die Vergewannung die Dreifelderwirtschaft bedingte, kann man nun auch umgekehrt schließen, daß immer dort, wo diese Technik betrieben wurde, schon früh Streifenfluren in Gewannen zustande gekommen waren. Es gibt aber auch Gemarkungen, welche die gleiche Streifengewannflur zeigen, doch die Dreifelderwirtschaft nicht kennen. Das kann nur so erklärt werden, daß der Übergang zu dieser Technik deshalb nicht notwendig war, weil die Vergewannung aus irgendwelchen Gründen erst ganz spät – vielleicht im 15. oder 16. Jahrhundert – eingesetzt hat oder aber die Fluren unmittelbar als Gewinnfluren erst in dieser Zeit entstanden sind, wobei die Dreifelderwirtschaft nicht mehr aufgenommen wurde. Das ist aber nicht der Regelfall.

Für die meisten Fluren gilt, daß sie sich aus den angeführten Vorformen gebildet haben. Da sich ihnen bei weiterem Ausbau randlich neue Gewanne anschlossen, kann man innerhalb einer Gemarkung eine Kernflur und eine Ausbaufur unterscheiden. Erstere ist in den einzelnen Parzellen oft unregelmäßig und verrät unter Umständen noch die ursprüngliche Flur, letztere ist unmittelbar als Gewinn angelegt, regelmäßig und in der Parzellenlänge oftmals kürzer. Zur näheren Erläuterung sei das Beispiel

Abb. 19 Bismisheim angeführt.

Als Kernflur ist die Fläche anzusehen, welche im Nordosten an die Siedlung anschließt und auf der höchsten Stelle des Rückens liegt, der vom Grumbachtal und dem Wiesbachtal umgrenzt wird. Dort steht im Untergrund eine etwa 4–6 m mächtige Lößlehmschicht an, die einen guten Boden liefert. Die älteste Flur umfaßte nur die Fläche zwischen den beiden Feldwegen, die zunächst in einem Abstand von 125–200 m nebeneinander herlaufen und sich am Höhenpunkt 334,3 m, der ungefähr 800 m vom heutigen Siedlungsrande entfernt ist, vereinigen. Dort steht ein Feldkreuz, sicherlich ein uraltes Grenzzeichen der Flur. Die Parzellen in dem so umschriebenen flach-ellipsenförmigen Flurteil sind von unterschiedlicher Größe, teils kurz durch Querteilungen, teils die ganze Breite zwischen den Feldwegen einnehmend. Welcher Art die ursprüngliche Einteilung war, ist heute nicht mehr festzustellen; es ist möglich, daß sich dort mehrere Blöcke aneinander reihten oder auch, daß sich Langstreifen parallel zu den

beiden begrenzenden Wegen hinzogen, wie man aus einzelnen, in dieser Richtung laufenden Parzellen entnehmen könnte. Ganz im Gegensatz dazu stehen die Flurteile, die sich im Norden, Süden und Osten an diese Kernflur anschließen. Hier kennzeichnen regelmäßige, teils kürzere, teils längere Parzellen in klarem Gewannverband das Bild. Es herrscht eine deutliche Ordnung, die auf einer geplanten Anlage beruht. Das sind die Kennzeichen der Ausbaufur.

Noch deutlicher kommen sie im Westteil der Gemarkung Marpingen zum Ausdruck, wo auf einer flachen Kuppe zwischen dem Kimptal und dem Brühl mit flachgründigem Boden eine planmäßige Rodungsflur angelegt wurde, für die der Name „Sang“ (von sengen) bezeichnend genug ist. Die Kernflur lag vermutlich am Nordrande der Siedlung, doch ist es schwierig, sie genauer anzugrenzen.

Es muß indessen zugegeben werden, daß es nicht einfach ist, weitere Beispiele, die so offensichtlich sind, zu finden. Das hängt mit einem Vorgang zusammen, der im Zusammenhang mit den Blockfluren schon erwähnt wurde. Gemeint sind die Renovaturen des ausgehenden 17. Jahrhunderts, die eine Neueinteilung der lange brach gelegenen Fluren mit sich brachten. Die dabei hergestellten Flurkarten und die verfaßten Protokolle sind für die meisten Gemarkungen die ersten archivalischen Unterlagen, aus denen sich ein Bild über die Gliederung der Flur gewinnen läßt. In ihrem Gefolge entstanden ebenfalls Plangewannfluren, die über alte Kernfluren hinweggriffen und die ursprüngliche Struktur verwischten, so daß sich Kern- und Ausbaufur nicht mehr unterscheiden lassen. Man findet sie höchstens in dem sicherlich sehr seltenen Fall, daß sie seit der Zeit ihres Wüstfallens unter Wald liegen und gar nicht von den Renovaturen betroffen worden sind. Damit ist aber ein neues Problem berührt, das einer gesonderten Darstellung bedarf.

In diesem Aufsatz sollte nur gezeigt werden, daß unsere Fluren bei weitem keine homogenen Flächen sind, sondern eher einem Mosaik gleichen, bei dem sich die Elemente nicht nur in der Nutzung, sondern auch der Herkunft nach stark unterscheiden. Noch sind es erst wenige Steine, die sich in dieser Hinsicht bestimmen lassen, und es bleibt als Aufgabe, die Kenntnis darum Stück für Stück zu vergrößern, bis sich aus den Elementen das Gesamtbild fügt.

Anmerkungen

- 1) Unter Gewann ist eine rechteckige Fläche zu verstehen, die in gleichgerichtete und relativ schmale Streifen aufgeteilt ist. Die Gewanne können in gleicher Richtung angelegt sein (gleichlaufende Gewannfluren) oder aber darin wechseln (kreuzlaufende Gewannfluren). Die Blockflur zeigt lediglich eine Aufgliederung in größere quadratisch oder mehrseitig begrenzte Flurstücke.
- 2) Ried H., Die Siedlungs- und Funktionsentwicklung der Stadt Saarbrücken 1958.
- 3) Köllner A., Geschichte der Städte Saarbrücken und St. Johann, 2. Bd., S. 335, Saarbrücken 1865.
- 4) Rollé, Collectanea Saraepontana 1780 – 1792, Ms. Stadtbücherei Saarbrücken.
- 5) Stadtarchiv Saarbrücken.
- 6) Hoppstädter K., Geschichtliche Landeskunde des Saarlandes. Mitt. des Hist. Vereins f. d. Saargegend, Saarbrücken 1960.
- 7) Kuttler W., Untersuchungen zur frühen Besiedlung des Saarlandes. Manuskript Geogr. Inst. der Univ. d. Saarl. 1955.

REDAKTIONSAUSSCHUSS

1. Friedrich Margardt, Stadtdirektor
Kulturdezernat der Stadt Saarbrücken
2. Peter Zenner, Direktor der Kath. Pädag. Hochschule und Stadtschulrat a. D.
Saarbrücken, Hindenburgstraße 63
3. Prof. D. Adolf Blind, ord. Professor an der Rechts- und
wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt
4. Rudolf Bornschein, Museumsdirektor
Saarbrücken, Mainzer Straße 67
5. Dr. Wilhelm Dillinger, Leiter des Staatl. Büchereiamtes
Quierschied, Beethovenstraße 3
6. Dipl.-Ing. Dr. Hans Krajewski, Beigeordneter
Saaarbrücken, Rotenbühlerweg 49
7. Willi Reinkober, Oberverwaltungsrat
Saarbrücken, Obersteiner Straße 24
8. Kurt Hoppstädter, Eisenbahnamtmann
Fürth i. O.
9. Walter Kremp, Regierungsrat und Leiter der Oberen Naturschutzbehörde
Landesbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege
Ottweiler, Schiffweilerstraße 11
10. Heinrich Kuhn, Oberstudiendirektor, Leiter des Realgymnasiums Völklingen
Saarbrücken, Geißlerstraße 17
11. Prof. Dr. Eugen Meyer, ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Bayernstraße 14
12. Prof. Dr. Josef Müller-Blattau, ordentl. Professor an der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Kohlweg 18
13. Prof. Wilhelm H. Recktenwald, Staatl. Hochschule für Musik
Saarbrücken, Guerickestraße 68
14. Prof. Dr. J. A. Schmoll gen. Eisenwerth
ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Bayernstraße 12
15. Karl Schwingel, Rektor
Saarbrücken, Hindenburgstraße 67
16. Dr. Günther Stark, Intendant a. D.
Saarbrücken, Scheidter Straße 147
17. Prof. Dr. G. Rathjens, ordentl. Professor an der Universität des Saarlandes
des Saarlandes
Saarbrücken, Helwigstraße 19
18. Dr. Joachim Kopper, außerplanmäßiger Professor an der Phil. Fakultät
der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Bayernstraße 12

MITARBEITER

1. Dr. Waldemar Lichtenberger, Akademiedirektor i. R.
Sobernheim, Leinenborn 47
2. Ernst Germer, Dozent an der Comenius-Hochschule,
Ottweiler, Engelsbach 6
3. Alfred Petto
Saarbrücken, Kohlweg 54
4. Dr. Matthias Schrecklinger
Trier, Peter-Friedhofen-Straße 8
5. Walter Schmeer, Oberstudienrat
Schafbrücke, Kaiserstraße 38
6. E. O. Plunien
Trier, Karl-Marx-Straße 9
7. Henri Hiegel, Professeur au Lycée, Sarreguemines,
47, rue Clemenceau
8. Erhard Dehnke, Lehrer
Saarbrücken 2, Breite Straße 65
9. Kurt Hoppstädter, Amtmann
Fürth i. O.
10. Dr. Hans Ried, Studienrat
Güdingen, Saargemünder Straße 138

Abb. 1
Schülerarbeiten aus dem Unterricht des Verfassers:
„Neptun“, farbige Federzeichnung,
Junge, 12 Jahre



Abb. 2
„Wasserturm in Neunkirchen“, Federzeichnung,
Junge, 18 Jahre





Abb. 3
„Grube König“, Monotypie,
Junge, 12 Jahre



Abb. 4
„Das kranke Mädchen“, Absprengtechnik,
Junge, 11 Jahre



PLASTIK ALS EMBLEM UND ORNAMENT

VON E. O. PLUNIEN

Gedanken über den Brunnen von Max Mertz in Saarbrücken

Saarbrücken kann stolz sein auf diesen Brunnen am Rathaus; nicht nur, weil er in seiner Art einmalig ist im Saarland (er wird es gewiß nicht bleiben; denn was daran so exzeptionell anmutet, ist im Grunde ja nur der Ausdruck einer modernen Kunstgesinnung, die hierzulande vielleicht noch nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie anderswo in das öffentliche Bewußtsein eingedrungen ist). Nein, Saarbrücken darf auf diesen Brunnen stolz sein, einfach, weil er ein Schmuckstück der Stadt ist. Dieses Wort wollen wir festhalten und es nicht gering achten. Denn es trifft die Funktion dieser Brunnenplastik; dies vor allem war doch wohl beabsichtigt und gewünscht, als vor zwei Jahren dem Saarbrücker Bildhauer Max Mertz dieser Auftrag erteilt wurde: ein Schmuckstück der Stadt.

Man darf sagen, daß Mertz diese Aufgabe geradezu ingeniös gelöst hat. Seine Konzeption ist in der reinen Erfindung ebenso bewundernswert wie in der geistigen Durchdringung und in der Aufmerksamkeit und Rücksicht, die sie den verschiedensten Vorgegebenheiten entgegenbringt. Zu deren äußerlichen zählen vor allem der Aufstellungsort und die schwierige Nachbarschaft des (neu)gotischen Rathauses. Es ist erfrischend, wie Mertz in einer durchaus heutigen Formensprache die passende, elegante Antwort auf diese Herausforderung zu geben wußte.

Die Aufstellung an einem ständig belebten, verkehrsreichen Platz machte von vornherein — selbst wenn daran gedacht gewesen wäre — eine figürliche Plastik problematisch. Eine „stehende“, „sitzende“ oder „liegende“ Figur (oder was immer man sich ausdenken mag) müßte in ihrer Naturähnlichkeit hier deplaciert wirken: ihre Wirklichkeit würde sich gewissermaßen von selbst reduzieren auf das, was Kunst an der Kunst ist.

Mertz entschied sich für eine frei erfundene, antinaturalistische, etwa drei Meter hohe ovoide Bronzeplastik, deren Volumen sozusagen durch den Luftraum ersetzt ist, den sie in aufstrebenden rhythmischen Schwüngen umschließt (und freigibt). Er verzichtete auf jeden Illusionismus, auf alle denkbaren figürlichen Banalitäten und alles Anekdotische zugunsten des elementaren, sinnerfüllten Ornaments. (Um Mißverständnissen vorzubeugen: „ornamental“ ist nicht „dekorativ“; in diesem Fall deckt es sich genau mit der Funktion, die es so glücklich erfüllt.)

Ornament bedeutet hier gleichsam Kristallisation. Es ist Mertz gelungen, seine Vorstellungen und Erkenntnisse zu verdichten und in leichte, klare, durchsichtige Formen zu bannen und solcherart dieses monumentale „Ornament“ zum Emblem zu vertiefen. Seine Plastik wäre nicht modern, wenn sie nicht zugleich „Zeichen“ wäre; und seine Formensprache wäre in der Tat nur dekorativ, wenn sie nichts von Symbolen wüßte.

Die Sprache der modernen Kunst ist symbolisch und vieldeutig. Anlaß zur Aufstellung des Brunnens war u. a. das fünfzigjährige Großstadtjubiläum Saarbrückens; wenn man so will, symbolisiert die dreiteilige „Wurzel“ der Mertz-schen Plastik den Zusammenschluß der drei Städte Malstatt-Burbach, Saarbrücken und St. Johann, woraus die Großstadt Saarbrücken erwuchs. Die Grundform der Brunnenplastik, freilich aufs äußerste abstrahiert, ist der Phönix. Die Symbolbedeutung dieses mythologischen Vogels, der aus seiner eigenen Asche immer wieder verjüngt aufersteht, braucht in diesem Zusammenhang nicht erst ausdrücklich dargelegt zu werden.

Man mag solche Interpretationsversuche akzeptieren oder nicht; das ist nicht wichtig. Sie deuten nur Möglichkeiten an. Man kann in dieser licht- und luftumflossenen bronzenen „Blüte“ ebenso ein pflanzliches wie ein organisches Urmotiv oder ein Gebilde poetischer Imagination erblicken. Wichtig ist, daß hier ein selbständiges plastisches Wesen seinen eigenen Gesetzen folgt: in organischer Entfaltung, eleganter Silhouettierung und rhythmisch zueinander geordneten Kurvaturen, in spannungsreichen Überschneidungen und in dem klug berechneten Wechselspiel von Hohlraum und plastischer Materie; nicht zuletzt in der Ergänzung und Beziehung zur umgebenden Außenwelt, in der jede Großplastik erst ihren wahren Wert beweist.

Abb. 6



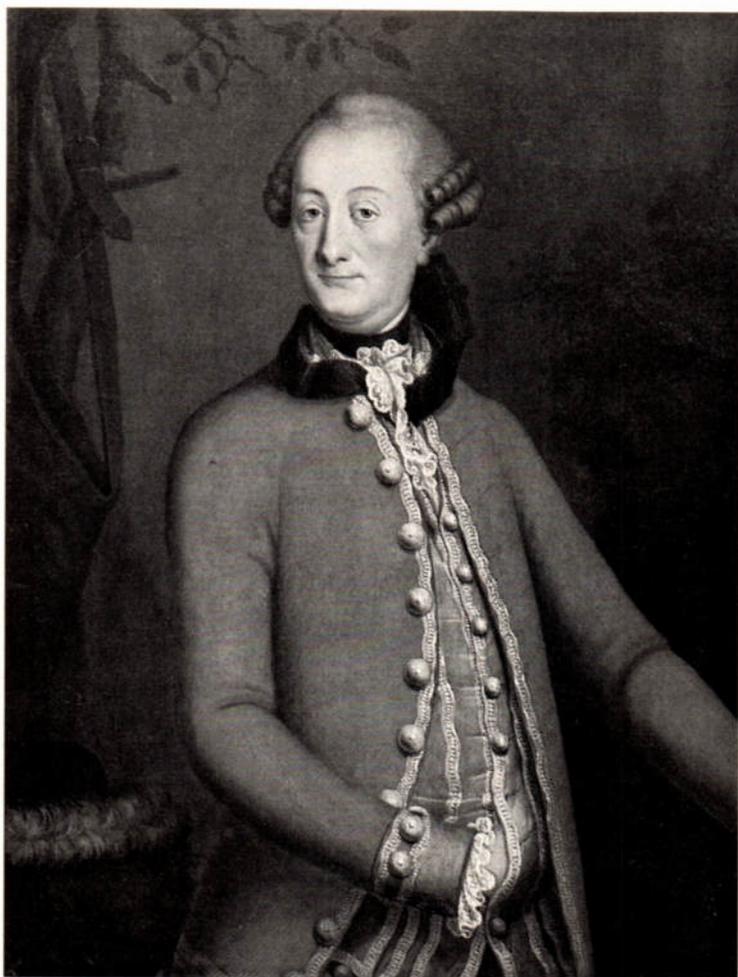


Abb. 12
Josef Anton
Graf zu Oettingen-Baldern

Abb. 13
Elisabeth Rudolphine Christine
Gräfin zu Oettingen-Baldern,
geb. Prinzessin zu Schwarzburg-
Sondershausen
Gemahlin des Grafen Joseph Anton

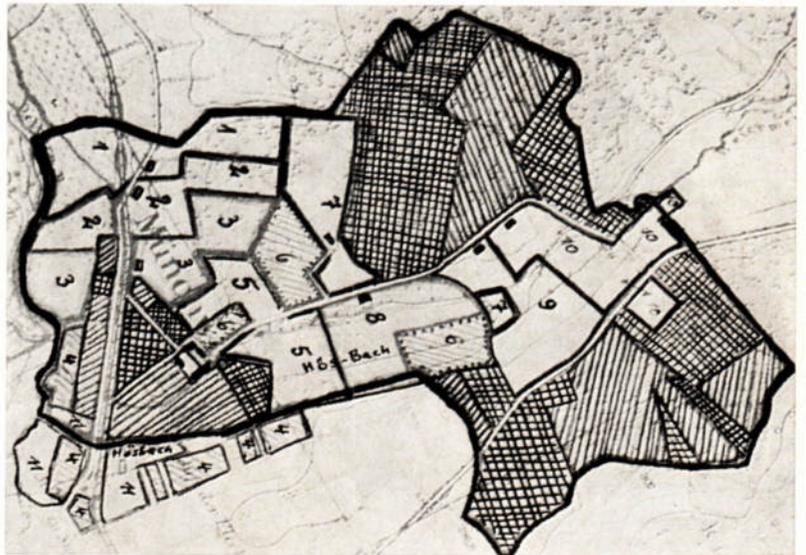
Abb. 14
Kraft Anton Wilhelm
Graf zu Oettingen-Baldern
Vater des Grafen Joseph Anton





Abb. 15
 Das Luftbild zeigt einen Abschnitt aus dem hinteren Bliesgau. An größeren Siedlungen erkennt man im SO (rechts unten) Altheim, im S (unterer Bildrand links) Neu-Altheim und etwa in der Bildmitte Böckweiler. Altheim liegt im Tal der Bickenalbe. Diese Siedlungen sind von stark gegliederten Gewinnfluren umgeben. Im nördlichen Bildteil erkennt man deutlich abgesetzt von den Gewinnfluren breite Blockfluren, die zu einer Reihe von Höfen gehören: den Bickenaschbacherhof (rechts im Bilde, im Tale der Bickenalbe gelegen), nordwestlich davon den Wahlerhof, am nördlichen Bildrande den Grünbacherhof, südwestlich davon den Freischauserhof und in gleicher Richtung den Kahlenbergerhof. Die Grenzen zwischen Block- und Gewinnflur decken sich weitgehend mit Gemeinde- oder Kreisgrenzen, so daß die Randlage der Höfe deutlich zum Ausdruck kommt

Abb. 16
 Das Hofgut Münchweiler nach der Aufgliederung im Jahre 1932. Die mit gleichen Zahlen bezeichneten Flurteile gehören zu einer Siedlerstelle. Die schraffierten Teile zeigen den Restbesitz, der dem alten Gute verblieben ist



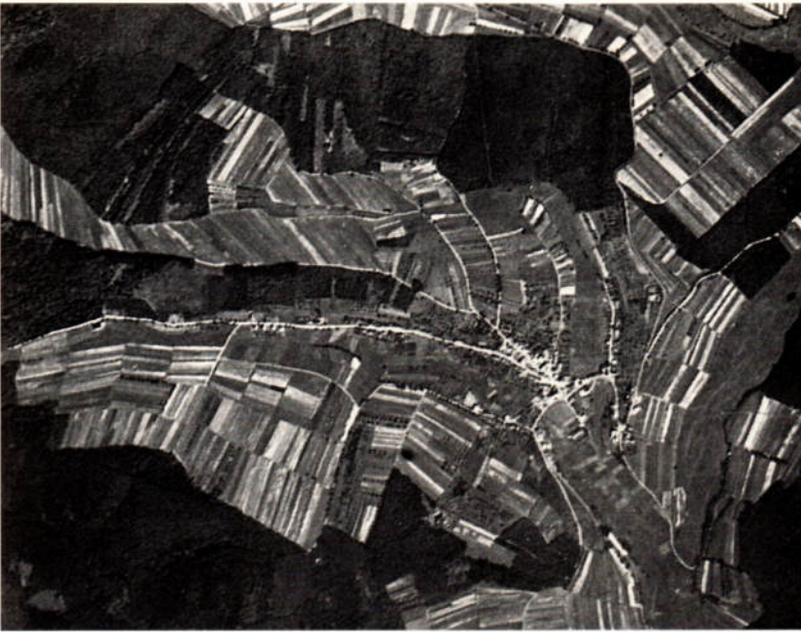


Abb. 17

Das Luftbild zeigt deutlich den Rodungscharakter der Flur von Hausbach. Nördlich der Siedlung zeigt sich eine Streifenanordnung der Flur, die auf eine Hufenflur hindeutet

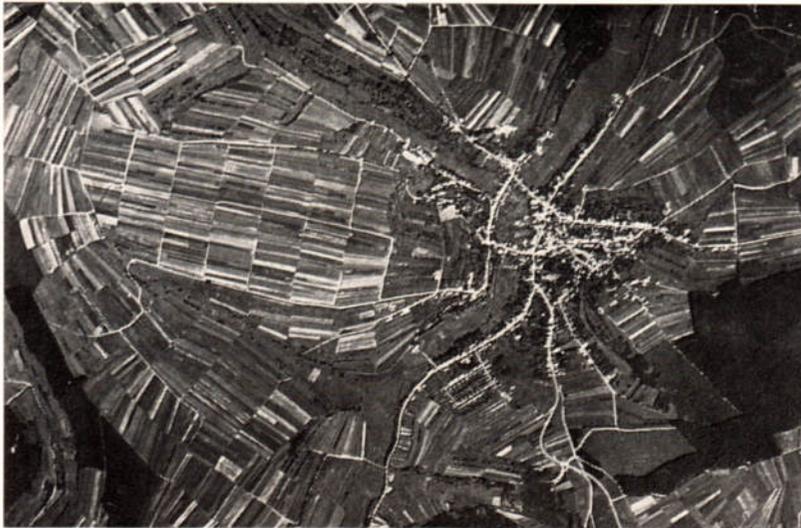


Abb. 18

Flurbild von Marpingen. Das Bild zeigt in der Nähe der Siedlung eine unregelmäßige Gewannflur, westlich des Ortes auf der Höhe der „Sang“ eine Plangewannflur, die in jüngerer Zeit aus dem Walde gerodet wurde

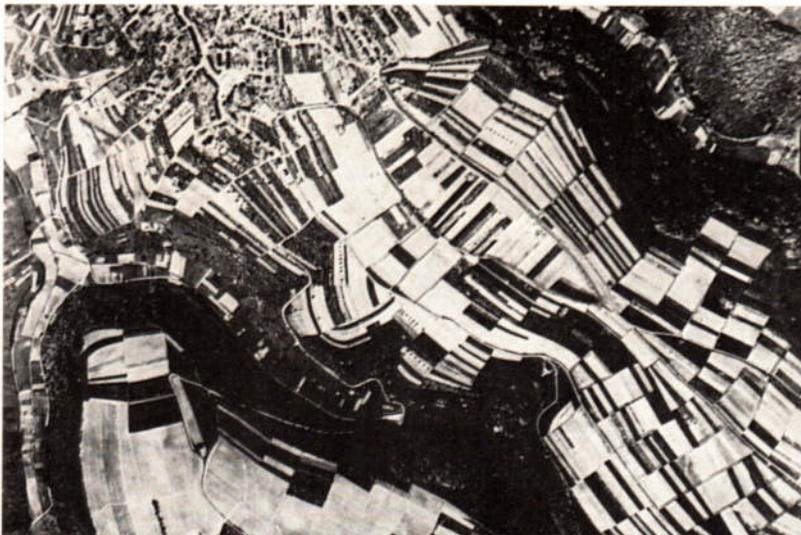


Abb. 19

Kernflur und Ausbaufur in Bischmisheim. Der umrandete Teil mit seinen langen Parzellen zeigt die Kernflur. Sie ist von regelmäßigen Kurzstreifengewannen umgeben. Südlich des Tales (rechter Bildrand) läßt sich eine Blockflur erkennen

